Anekdoten

zu dem

Leben Johannes

des fünften,

ehemaligen Königes in Portugall,

und

zu genauerer Kenntniß des Characters der Portugiesischen Nation gehörig.

Aus dem Französischen.

Frankfurt und Leipzig.

1780.

Anekdoten

zu dem

Leben Johannes des fünften,

ehemaligen Königes in Portugall,

und

zu genauerer Kenntniß des Characters der Portugiesischen Nation gehörig.

Aus dem Französischen.

Frankfurt und Leipzig.

1780.

An den Leser.

Diese gegenwärtige Reisebeschreibung, oder vielmehr dieses Fragment derselben, ist zuerst aus einer Handschrift von Herrn D. Büsching in dem zwölften Theil seines beliebten Magazins für die neue Historie und Geographie und zwar in der französischen Originalsprache, in welcher dieselbe geschrieben ware, eingerücket worden. Er sagt in der Vorrede, daß er diese Handschrift aus einer churfürstlichen Residenz

von einem Freunde empfangen, der ihm aber von dem Verfasser entweder nichts hat sagen können, oder nichts hat sagen wollen: und fällt von dem Verfasser derselben dieses unpartheyische Urtheil, daß er scheine im Tadeln etwas zu streng zu seyn. Indessen glaubt er doch, daß es nützlich seyn werde, seine Anekdoten und Schilderungen mit denjenigen zu vergleichen, welche andere bekannte Schriftsteller von dem Könige Johannes dem fünften, von desselben Familie und Hofe und von den Portugiesen gegeben haben.

Da mir nun diese Reisebeschreibung wirklich hiezu sehr dienlich geschienen, und dieses Büschingische Magazin eben nicht in aller Händen seyn kann, die dieses Stück desselben vielleicht mit Beyfall lesen werden; die Nachrichten von Portugall auch noch nicht so überhäuft sind, daß diese völlig unnütze und überflüßig

dadurch gemacht würde; so hoffte ich, es werde dem berühmten Herrn D. Büsching nicht entgegen seyn, wenn ich solche in die deutsche Sprache übersetzte, und dadurch mehreren Lesern in die Hände lieferte, die ihm vielleicht für diese Bekanntmachung der Originalhandschrift vielen Dank wissen werden. Denn obschon das, was hier erzählet wird, vor fünf und vierzig Jahren geschehen ist, so läßt sich von dem damaligen Zustand ziemlich sicher schließen, wie vieles noch in Portugall zu verbessern seyn möchte, da in einer Zeit von fünf und vierzig Jahren bey einem Volke, das aus vielerley Gründen und Vorurtheilen sich jeden Neuerungen gerne widersetzet, keine große Aenderung in Ansehung ihres sittlichen Characters geschehen seyn kann, und die Regierung des Königes Johannes des fünften erst mit seinem Tode

1750 zu Ende gegangen ist. Die Regierung seines Nachfolgers Josephs des ersten dauerte auch nicht lange genug, daß die heilsamen Anordnungen und weisen Einrichtungen, die unter seiner Regierung gemacht worden sind, feste Wurzeln hätten schlagen können. Und es scheint - - - doch ich will nichts weiter sagen, die Zeit wird es lehren, ob unter der gegenwärtigen Regierung die neueren und verbesserten Grundsätze werden beybehalten, oder das alte System des Hofes wieder werde befolget werden.

Werthester Freund!

Sie haben von mir verlangt, da ich von Ihnen Abschied nahm, daß ich Ihnen einen rechten Begriff von dem Lande machen und geben möchte, wohin ich mich zu begeben willens war. Aber ich muß Sie wohl versichern, daß Sie sich vielleicht in ihrer Hoffnung betriegen werden, wenn Sie meynen, durch meine Beyhülfe Portugall näher kennen zu lernen. Ich bin gegen alles, was einen sonst neugierigen Reisenden anlocket und reizet, so gleichgültig, daß ich mir selbst darüber feind bin; und so faul, dasjenige aufzuzeichnen, was ich mit leichter Mühe einsehen und erfahren kann, daß ich mich darüber gar nicht zu entschuldigen weiß. Indessen will ich Ihnen zu Gefallen doch etwas thun, und Sie sind mir doppelten Dank dafür schuldig, daß ich mich bemühe, auch nur einen geringen Theil meines Verspruchs zu erfüllen,

doch müssen Sie dabey nicht erwarten, daß ich eine recht strenge und genaue Ordnung in meiner Erzählung beobachten werde. Alles, was Sie darinnen verlangen können, ist dieses, daß ich Ihnen nichts, als was gewiß und wahrhaft ist, berichten werde: in Ansehung alles übrigen müssen Sie sich jederzeit erinnern, daß ich an einen Freund schreibe, dessen gütige Nachsicht mir schon seit langer Zeit bekannt ist.

Lisabon fällt so gut als irgend eine Stadt in Europa in die Augen, wenn man auf dem Tajo sich derselben nähert. Sie zeiget sich in Ansehung ihrer Lage wie ein Amphitheater, schließet sieben Berge in ihrem Umfange ein, und ist mit vielen Palästen, aber mit noch mehreren Kirchen reichlich versehen. Ein großer Fluß machet dabey einen großen und sichern Haven, in welchem die Schiffe der ganzen Welt beynahe ganz bequem anländen und vor Anker liegen könnten, und wohin auch wirklich eine große Menge fremder Schiffe durch den Handel herbey gezogen werden. Rings herum, bis auf zwey Meilen von der Stadt,

Stadt, ist das Land sehr reizend, man siehet ein Lustschloß an dem andern, und so weit, als das Aug etwas entdecken kann, erblicket man nichts als solche Dinge, die einen sehr vortheilhaften und großen Begriff von dieser Stadt machen können: nur muß man sich hüten, an das Land zu kommen, und aus dem Schiffe auszusteigen, wenn man nicht auf andere Gedanken kommen soll. Der Damm ist nicht besser als ein Misthaufen, und so unreinlich, daß, wenn man das Zollhaus davon ausnimmt, man keinen Platz findet, woferne die Flut nur ein wenig niedrig ist, wo man den Fuß hinsetzen kann, ohne Gefahr zu laufen, im Haven selbst noch in einem Meere von Morast Schiffbruch zu leiden, und sich daher von einem Matrosen auf dem Rücken weiter bringen, und forttragen lassen muß. Die Straßen, besonders diejenigen, welche in dem bewohntesten Theil der Stadt sich finden, sind enge und sehr unregelmäßig, die Häuser schlecht gebauet, die Fenster ohne Gläser, und nicht einmal mit Jalousien oder Gittern versehen, so daß man nichts anders, als lauter Gefängnisse zu se-

 hen

hen glaubt. Wenn die Hitze auch noch so groß, und der Sommer so trocken als möglich ist, so kann man doch auf den Strassen nicht gehen, ohne bis an den Knöchel im Koth zu waden; denn ein jedes darf ungeahndet das Spülwasser aus der Küchen, das Waschwasser, Abschnitzel, Lumpen, und überhaupt allen möglichen Unrath, der nur in den Häusern eines an sich selbst unreinlichen Volkes, welches meistentheils von Fischen und Hülsenfrüchten lebt, gefunden werden kann, auf die Straßen schütten, oder hinauswerfen. Wenn es Abend worden ist, so erscheinen alsdann die Nachttöpfe, das Pflaster zu erfrischen, auf welchem man gelassen und ohne Eckel die Maulesel und elende Mähren, die oft genug unter der Last liegen bleiben und umkommen, verwesen läßt, sowohl als die todten Hunde, Katzen und Ratten, die so zahlreich sind, daß die Portugiesen immer mit dem Degen in der Hand auf sie losgehen müssen. Ja wenn nicht heftige Platzregen von Zeit zu Zeit die Straßen, welche noch zum Glück abhängig sind, reinigten, so könnte es zuletzt gar wohl noch geschehen,

daß man in die Häuser durch das Bodenfenster hineingehen müßte.

Die Polizey ist so schlecht in Absicht auf die Sicherheit der Straßen, als in Absicht auf ihre Reinlichkeit. So bald es Nacht wird, üben die Räuber ungestraft ihre Bosheiten auf den Straßen: ein großes Glück aber ist es, daß sie so verzagt sind, daß sie sich nicht getrauen, zwey oder drey Personen auf einmal anzugreifen.

Wenn ein Fremder nach Lisabon kömmt, so glaubt er in einer solchen Residenz und Hauptstadt, in welcher noch über das alles ein so starker Handel getrieben wird, prächtige und wohl versehene Wirthshäuser und Kutschen nach der Wahl zu finden: allein mit aller dieser Einbildung läuft er Gefahr, sein Nachtquartier auf der Straße zu halten, und er darf sicherlich zu Fuße gehen, wenn er sich nicht selbst eine Kutsche oder Fuhrwerk anzuschaffen Lust hat. Man hat mir daher bey dieser Gelegenheit erzählet, daß ein Fremder, der mit einem Schiffe hier angekommen, welches in diesem Haven einzulaufen genöthiget

ware,

wäre, um sich ausbessern zu lassen, seinen Kammerdiener an das Land schickte, um für ihn ein schönes Zimmer zu bestellen, zugleich aber einen Wagen und die Zeitungen mitzubringen. Da aber der Kammerdiener zurück kam, und ihm die Nachricht brachte, daß man von allem diesem in Lisabon nichts haben und finden könne, so habe er verschworen, einen Fuß in eine solche Stadt zu setzen, in welcher man weder eingerichtete Zimmer, noch Kutschen, noch Zeitungen haben könne, und sey lieber auf seinem Schiffe geblieben, ohngeachtet er mehr als vierzehn Tage, die es zu seiner Ausbesserung nöthig hatte, in dem Haven lage.

Die Klöster und Kirchen machen beynahe den halben Theil der Stadt aus. Die letzteren haben in Ansehung ihrer Bauart meiner Erwartung, die ich mir von denselben machte, in einem Lande, wo die Geistlichkeit beynahe allmächtig ist, kein völliges Genüge gethan. Ich glaube aber, daß die Eitelkeit der Particulierpersonen daran schuld ist, wenigstens schließe ich solches aus der Menge

von

von Kapellen, die darinnen sind. Sie wollen lieber eine dergleichen Kapelle erbauen, in welcher ein Marmorstein der späten Nachwelt noch verkündiget, wer dieselbe gestiftet habe, als daß sich mehrere Wohlthäter mit einander vereinigten, ein großes Gebäude herzustellen. Inwendig in den Kirchen siehet man eine Menge vergoldeter Verzierungen von Bildhauerarbeit, aber ganz ohne Geschmack, und sehr vielen silbernen Schmuck, der öfters ausgesetzet wird, nicht sowohl die Kirchen zu zieren, als vielmehr das gutwillige Volk zu ermuntern, diese Reichthümer gleichsam in die Wette zu vermehren.

Sie werden vermuthlich vieles von einem großen Gebäude gehöret haben, welches der König vor einigen Jahren in einer sehr dürren und unfruchtbaren Gegend, fünf Meilen von Lisabon hat erbauen lassen, und welches Maffra genennet wird. Es kostet, wie man mich versichert hat, fünfzehn Millionen Crusaden (*); ich hätte es aber niemals so hoch geschätzt,

(*) Eine Crusade ist so viel als ein deutscher Gulden.

geschätzt, und meines Erachtens würde Se. Portugiesische Majestät besser gethan haben, wenn Sie dieses Geld zur Verschönerung der Residenzstadt oder zu solchen Werken, die zu der allgemeinen Bequemlichkeit nöthig wären, angewendet hätte.

Maffra ist eigentlich ein Mönchskloster von einer Art des Barfüßerordens, welches der König hat erbauen lassen wegen einem Gelübde, das er, ich weis nicht bey was für einer Gelegenheit, gethan hat. Aus diesem können Sie, mein Herr, sehen, wie geringe meine Aufmerksamkeit ist. Anfänglich wollte der König nur dreyßig Mönche darinnen aufnehmen, nachgehends aber, da er das Ansehen und den Glanz des Escurials verdunkeln wollte, gieng er viel weiter, und vermehrte die Zahl der Mönche in diesem Kloster bis auf dreyhundert und fünfzig. Da aber der Bau der Kirche bereits angefangen war, so konnte man ihr die verhältnißmäßige Größe nicht mehr geben; daher auch das Chor derselben so klein ist, daß nur ein Theil dieser Mönche darinnen Platz hat, und dabey den-

noch

noch dichte auf einander stehen müssen. Die Kirche stellet ein Kreuz vor, und hat ein schönes und dauerhaftes Gewölbe, ist auch von unten an bis oben hinauf ganz von Marmor, der in der Nachbarschaft gefunden wird, und sehr schön seyn würde, wenn der König, der den Bau allzu lebhaft betriebe, und ihn geschwind vollendet sehen wollte, geduldiger gewesen wäre, und den Werkleuten mehr Zeit gelassen hätte, ihm die gehörige Politur zu geben, die eine von seinen größten Schönheiten ausmacht. Die Kirche ist ganz versteckt und eingeschlossen, von hinten durch das Kloster und durch zwey große Seitengebäude oder Flügel, welche auf beyden Seiten des Klosters anstoßen, und sich an dem großen Portal aneinander schließen. Im Ganzen macht es ein sehr schönes und prächtiges Ansehen, allein dem Portal fehlet die gehörige Höhe, und dadurch wird es zu viel versteckt. Auf den Gewölbern der beyden Seiten siehet man zwey schöne Thürne, die wie das übrige von Marmor erbauet, und mit Glocken reichlich versehen sind.

Werden Sie nicht ungeduldig, mein Herr! daß ich Ihnen noch nichts von dem Hofe selbst gesagt habe? Vielleicht erwarten Sie von mir, daß ich Ihnen eine weitläufige Beschreibung von dem großen und kleinen Hofceremoniel bey dem Aufstehen des Königes, von den Antichambern, von den offenen Tafeln, von den Staatsbesuchen bey der Königin, von Festins, Schauspielen, Bällen, kurz: von allem dem, was müßige Hofleute zu beschäfftigen pfleget, und den Schönen am Hofe Gelegenheit geben kann, ihre Reize zu zeigen, geben solle. Aber ich kann Ihnen nichts davon melden, weil ich selbst nichts dergleichen gesehen habe. Man kann sich wohl ganze Jahre in Lisabon aufhalten, ehe man die königliche Familie kennen lernet, woferne man sie nicht bey gewissen Uebungen der Andacht zu sehen bekömmt. Der Palast ist ein Heiligthum, dem kein Unheiliger in die Nähe zu kommen sich unterstehet. Man lebt darinnen wie in einem bürgerlichen Hause, ausgenommen, daß der Herr immer allein speiset, und schon seit vielen Jahren nicht bey seiner Frau schläft, im übrigen aber ist alles immer einerley.

ley. Die Königinn, die eine gute und tugendhafte Prinzeßin ist, hängt gänzlich von dem Willen ihres königlichen Gemahls ab, und ist vollkommen ohne Eifersucht bey aller Untreue desselben. Indessen hat sie aller dieser Gefälligkeit ohngeachtet gar keinen Credit. Ihr Ansehen bestehet einig und allein darinn, daß sie unter den Befehlen des Königs die Gouvernantinn ihrer Kinder ist, jedoch unter dieser Bedingung, daß solche in einer vollkommenen Unwissenheit auch der gemeinesten Begriffe erzogen werden müssen. Eine Zeitlang mußte diese Prinzeßinn für die Unterhaltung ihrer Kinder selbst sorgen, und hier triebe sie die Sparsamkeit so weit, daß sie die Bänder ihrer Tochter, der Prinzeßinn von Asturien, waschen ließe, wenn sie schmuzig waren, daher sahe sich der König, der ein Liebhaber prächtiger Kleider ist, hiedurch genöthiget, ihr dieses kleine Geschäfft gar abzunehmen. Sie hätte schon so viele Einkünfte, daß sie die Ausgaben, welche ihrem Range gemäß sind, hinlänglich bestreiten könnte, wenn solche nur besser verwaltet würden: allein ihr Schatzmeister, der ihre Wohlthaten und Gunstbezeu-

gungen austheilet, ist ein deutscher Jesuit, zugleich aber auch ihr Beichtvater, und übrigens ein großer Liebhaber des Trinkens und sehr verschwenderisch. Er hat sich eine uneingeschränkte Gewalt über diese seine Beichttochter zu erwerben gewußt, und hindert sie immer, daß sie nicht so wohlthätig ist, als sie sonsten gerne seyn würde; dagegen weiß er sie so zu lenken, daß sie ihre größten Wohlthaten einigen Kammerfrauen zuwendet, auf welche sie ihr meistes Vertrauen setzet, durch welche er sodann von allem, was vorgehet, Nachricht erhält, und sie auch zu allem, was ihm nur gut dünket, bereden kann. So viel dieser Beichtvater auch bey der Königinn gilt, und vermag, ohngeachtet sie durch seine schöne Verwaltung ihrer Einkünfte beständig tief in Schulden steckt, und allen Credit bey den Kaufleuten verlohren hat, so schlecht ist er dagegen bey dem Könige angeschrieben.

Man kann eigentlich noch nicht wohl wissen, wie der Prinz von Brasilien beschaffen seyn werde, da er in einer so demüthigen Unterwürfigkeit erzogen worden ist, daß sein Character

racter sich noch nicht hat entwickeln können. Er weiß zu gehorchen, verspricht aber gar nichts großes. Ob er gleich verheurathet ist, und Erben hat, so ist ihm doch nicht erlaubt, außer den Palast hinaus und spazieren zu gehen, ohne die Erlaubniß der Königinn, die vorhero ingeheim den König darum bitten lässet. Die Prinzeßin seine Gemahlinn ist sehr liebenswürdig, schön von Gestalt, und hat ein edles und geistvolles Ansehen; sie hat aber keinen eigenen Wagen zu ihrer Bedienung, und fährt daher nie aus, als mit der Königinn. Uebrigens ist sie sehr Spanisch gesinnet, in Ansehung der großen und durchgängigen Verachtung der Portugiesischen Nation, und ob sie gleich ihren Gemahl liebet, der, wie man sagt, seine Schuldigkeit redlich thut, so läßt sie ihn doch von Zeit zu Zeit empfinden, daß sie ihn im Allgemeinen gar nicht davon ausnehme. Dieser Prinz hat noch zwey Brüder, der eine ist ein Abbe, der andere aber hat die Schwindsucht.

Die Infanten Don Franciscus, Don Antonius und Don Emanuel sind des Königs

Brüder. Sie kennen den letztern, und also habe ich nicht nöthig, Ihnen etwas weiteres von ihm zu sagen. Der zweyte ist ein guter Herr, er liebet die Musik, und würde sehr edelmüthig und freygebig seyn, wenn der König, sein Herr Bruder, ihm die dazu gehörige Einkünfte geben wollte. Was den Don Franciscus betrifft, so verdienet er, daß ich Ihnen sein Bild entwerfe.

Stellen Sie sich eine Gesichtsbildung vor, die alles enthält, was sie nur wildes, grimmiges und widriges haben kann, eine Figur, die auf kurzen Beinen stehet, und mit einem dicken und hängenden Bauche versehen ist, eine Seele, die dieser äußerlichen Gestalt gleich siehet, wie ein Wassertropfe dem andern, so sehen sie vollkommen den Infanten Don Franciscus vor sich. Sein größtes Vergnügen bestund darinnen, daß er des Nachts mit einem Duzend liederlicher Raufer herumritte, und die Fremden niedersäbeln ließe, welche er auf seinem Wege antraf. Er schoß mit Kugeln auf ihre Schiffe, und wenn sie die Vorsicht hatten, in einer solchen Entfernung sich

zu halten, daß er sie nicht erreichen konnte, so setzte er sich in eine Schaluppe, und schoß links und rechts um sich herum. Ein englischer Capitain aber gab ihm einsmals eine gute Warnung und Lehre, die ihm diese Art von Vergnügen entleidete, indem er auf ihn ebenfalls ein Duzend scharfe Schüsse thun ließ, wodurch der Steuermann hinter ihm getödtet wurde. Obgleich der König, sein Herr Bruder, kein Feind von dergleichen Belustigungen ehemals gewesen ware, so hat er dennoch, da er sich nun derselben enthielte, dem Infanten das Nachtwandeln sehr ernstlich verbothen, und anstatt ihm eine Genugthuung wegen dem Ausfall des englischen Capitains zu verschaffen, einen strengen Verweis gegeben, und dazu gesetzt, daß es sehr gut gewesen wäre, wenn er an der Stelle des Steuermanns sich befunden hätte. Damit er ihm aber die Mittel benehmen möchte, seine nächtliche Bosheiten ferner zu treiben, welches er ohne eine gute Begleitung sich niemals unterstanden hätte zu thun; so schickte er alle die Schnapphähne, die sein Gefolge ausmachten, und zu seinem Hofe gehörten, in die Bergwerke nach Bra-

silien, und sein Günstling, der sein Kammerdiener ware, wurde sogar unter dem Bette seines Herrn hervorgezogen, wohin er sich verstecket hatte. Wenn ich Ihnen alles schreiben wollte, was mir von den Unternehmungen dieses Prinzen erzählet worden, so würde ich den zweyten Theil von den Trauergeschichten unsrer Zeiten schreiben müssen. Ich will dahero nur noch eine einige Begebenheit hier beyfügen, welche auf die Nachkommenschaft zu kommen verdienet.

Der Herzog von Cadaval, der aus dem Hause von Braganza von der Nebenlinie herstammte, hatte die natürliche Schwester des Don Franciscus geheurathet. Dieser Herzog, dessen Gemahlin weder schön noch fromm war, hatte eine Maitresse, welches in Portugall eine so gewöhnliche und übliche Sache ist, daß die Frauen im geringsten nicht darüber murren: allein diese glaubte, weil sie die Ehre hätte, eine Schwester des Königes Don Peter zu seyn, so dürfte ihr ein solcher Schimpf keineswegs widerfahren, und beklagte sich heftig darüber bey ihrem Bruder, dem Infanten

Don

Don Franciscus, der sie wegen der Gleichheit ihrer Gesinnungen mit den seinigen sehr lieb hatte. Der Prinz nahm hierauf diese Maitresse hinweg, ließ sie fest binden, schnitt ihr zuerst dasjenige aus, was seinem Schwager so oft ein Vergnügen gemacht hatte, zerstückte sie hierauf völlig, und ließ die Glieder ihres Leibes auf die Landstraßen hinauswerfen.

Diese Geschichte erinnert mich an eine andere dergleichen Begebenheit, die mit dem Vater eben dieses Herzogs von Cadaval vorgegangen ist, und welche Ihnen einen Beweis von der Menschlichkeit der Portugiesen an die Hand geben kann. Seine erste Gemahlinn war eine Prinzeßinn von Harcourt; diese hatte eine Kammerjungfer, welche sich durch einen Verspruch, sie zu heurathen, bereden ließ, dem Hausmeister gewisse Freyheiten zu verstatten, die zum Unglück für sie anfiengen offenbar zu werden. Sie wußte sich dahero nicht anders mehr zu helfen, als daß sie der Herzoginn ihre traurige Lage bekannte, von deren Gütigkeit sie alles hoffen konnte. Da die Herzoginn von dem Hausmeister selbst den Verspruch be-

men, daß er bereit wäre, das vorgegangene durch die Ehe wieder gut zu machen, so sagte sie, daß sie ihnen die Erlaubniß hiezu nicht geben könnte, ohne die Einwilligung des Herzogs, dessen heftiges und hartes Naturel sie wohl kennen müßten. Indessen sollte der Hausmeister während der Tafel kommen, und um die Einwilligung des Herzogs bitten, so wollte sie ihn mit allen ihren Kräften unterstützen. Der Hausmeister befolgte diesen Rath, kam zu der bestimmten Zeit, fiel ihm zu den Füßen, und bat um seine Erlaubniß, obbesagtes Frauenzimmer heurathen zu dürfen. Der Herzog schlug ihm solches rund ab; worauf die Herzoginn ihm nur von weitem zu verstehen gab, daß einige Ursachen vorhanden wären, welche die Vereinigung dieser beyden Personen nothwendig machten. Der Herzog aber, voll Grimm über die Verwegenheit, daß man sich unterstanden hätte, in seinem Hause sich so weit zu vergehen, zog einen Dolch hervor, und streckte damit diesen Elenden, während daß er seine Kniee umfaßte, todt zu seinen Füßen nieder, worüber die Herzoginn sich so sehr entsetzte, daß sie in eine Krankheit und zuletzt in eine

Aus=

Auszehrung verfiel. Da solche nun von den Aerzten verlohren gegeben wurde, und niemand ihr das Todesurtheil bey ihren noch so jungen Jahren ankündigen wollte, so hinterbrachte ihr der Herzog selbst, der mehr Standhaftigkeit hatte, dieses schröckliche Urtheil, und zwar ohne die geringste Umschweife: worauf die Herzoginn ihm zur Antwort gab, daß dieses ihr einiger Trost dabey sey, daß er dermaleins eben dieses Compliment erfahren werde. Dessen ohngeachtet fand er doch wieder eine Gemahlinn aus eben diesem Hause, indem er zum drittenmal sich mit einer Tochter des Prinzen von Armagnac, Großstallmeisters von Frankreich vermählte.

Ludwig XIV. hatte, um die Vereinigung zwischen den beyden Kronen recht feste zu machen, die er schon durch die Hülfe zu befördern gesucht, welche er den Portugiesen geleistet, daß sie das Joch der Spanier abschütteln, und das Haus von Braganza auf dem Throne sich befestigen konnte, einige Frauenzimmer, von den vornehmsten und größesten Häusern Frankreichs, mit vornehmen Portugiesischen Herren

vermählet; allein diese Politik ist bey einem Volke, welches nichts von der Dankbarkeit wissen will, sehr fehl geschlagen, und aller Nutzen, den der König in Frankreich davon gezogen hat, bestund darinnen, daß er einige unglückliche Staatsopfer dabey gleichsam abgeschlachtet hat. Die Tochter des Marschalls von Villeroy, die an einem Hofe erzogen worden, wo man täglich neue Vergnügen finden und haben konnte, wurde mit dem Marquis de las Minas vermählet: da sie aber der Portugiesischen Sitten nicht gewohnt werden konnte, so wurde sie von der Freundschaft ihres Gemahls so übel gehalten, daß sie darüber ihren Verstand verlohren, und in der Raserey sterben mußte.

Ich hätte aber billig meine Beschreibung des Portugiesischen Hofes bey dem Könige anfangen sollen: Sie werden sich aber erinnern, daß ich mich zu keiner gewissen Ordnung verbindlich gemacht habe, und außerdem habe ich Ihnen solches zu einem Leckerbissen aufbehalten.

Don Johann, König in Portugall, läßt sich nicht so leicht beschreiben: er hat Verstand, und begeht viele Ausschweifungen: er besitzt eine Einsicht in die Geschäffte, untersuchet sie sorgfältig, und nimmt keinen Theil daran, es müßte denn nur aus Eigensinn geschehen, oder weil es ihm gerade so in Sinn kömmt: er ist andächtig wegen seiner Erziehung, und sehr lasterhaft aus natürlicher Neigung: er kennt keine Art der Tugend, daher hat er auch keine Hochachtung dagegen, er kennet eben so wenig den Teufel, und doch fürchtet er sich sehr vor ihm: er ist geizig, und verschwendet erstaunend aus Pralerey. Im übrigen ist er hart, wild, argwöhnisch, gewaltsam, stolz im höchsten Grad, und über alles aber eifersüchtig über sein Ansehen. Was seine Tapferkeit betrifft, so behauptet man, daß er sich wohl in Acht nehmen werde, sich in irgend eine Gefahr zu begeben.

Der Cardinal d'Acugna war sein Hofmeister. Dieser war zwar ein guter ehrlicher Mann, aber zugleich auch sehr ungeschickt, einen Prinzen zu bilden. Daher hatte er sich auch

auch weit mehr bemühet, ihn zu der ewigen als zu der irdischen Krone tüchtig zu machen, und wollte ihm die rechten Gesinnungen gegen die Religion einflößen, indem er ihm einen Geschmack an dem Gottesdienste beybrachte. Er hat auch wirklich viele Neigung zu den gottesdienstlichen Ceremonien bekommen, aber ohne daß die wahre Gottesfurcht in seinem Herzen Platz gefunden hätte, und er hat sehr artig Messe zu lesen gelernet, aber davon nichts verstanden, wie er seine Leidenschaften bezwingen solle, von welchen er die ärgerlichsten öfters mit den ehrwürdigsten gottesdienstlichen Handlungen verbunden hat.

Der Staatssecretair Mendoza und der Cardinal de Mota sind jetzt die beyden Minister, welche den größten Einfluß in die Geschäffte haben. Des einen bedienet sich der König, weil er ihm nöthig ist, und des andern, weil er sein Liebling ist.

Der erstere verstehet seine Geschäffte vollkommen, und ist durch eine sechzigjährige Erfahrung geübt genug. Ob er gleich schon ein

Alter von achtzig Jahren hat, so sind seine Gemüthskräfte doch noch nicht geschwächet, und er ist noch immer unermüdet in der Arbeit. Er kennet seinen Herrn vollkommen, und leitet ihn zuweilen auf einen vernünftigen Weg, wiewohl er solches durch unendliche Umwege ganz unvermerkt und oft nicht ohne seine große Gefahr thun muß.

Der andere aber taugt nichts, und hat kein anders Verdienst, als das Glück dem Könige zu gefallen, der ihn noch ganz jung zu der Cardinalswürde erhoben hat. Vielleicht glauben Sie, mein Herr! daß das Alter und die Verdienste des ersten und die Neigung sowohl als die Würde des zweyten sie vor gewissen Privatbestrafungen und Züchtigungen in Sicherheit setzen. Nein, im geringsten nicht: der König schlägt ohne Barmherzigkeit auf sie zu, wenn es ihm einfällt.

Man hat mir bey dieser Gelegenheit erzählet, daß dieser König einmal seinen Beichtvater gefragt habe, ob die Stockschläge wohl erlaubt wären, wenn sie auf dem Rücken eines

Car-

Cardinalpriesters angebracht würden: dieser, der die Gefälligkeit nicht bey Seite setzen wollte, welche ein verständiger Gewissensrath gegen seinen Fürsten beobachtet, habe ihm darauf die Antwort gegeben: wenn er bey seinen Stockschlägen die Absicht gehabt habe, einen Cardinal zu schlagen, so sey es eine große Sünde; wenn er ihn aber nur als seinen Unterthanen angesehen und geschlagen habe, so stehe ihm solches vollkommen frey. Nun, gut, habe hierauf der König gesagt, es ist mir sehr lieb, daß du mich hierüber recht belehret hast, denn ich habe schon lange große Lust, dir einige Stöße mit dem Fuße in den Bauch zu geben. Dieses geschahe auch, und der König war sogleich in seinem Gewissen darüber frey gesprochen und befriediget.

Obgleich diese beyden Herren die Premierminister sind, so genießen sie dennoch das völlige Zutrauen des Königs keineswegs, indem er solches niemand schenkt. Er hört vielmehr eine Menge von sehr schlechten Leuten gerne an, die ihm von allem, was sie nur immer erfahren können, getreue Nachricht geben, ja er

scheuet

scheuet sich nicht einmal ihrem Rathe, öfters auch in den wichtigsten Dingen zu folgen. Doch unterzeichnet er nie etwas, das er nicht vorhero sorgfältig und gründlich untersuchet hat, welches zwar auf der einen Seite schon gut ist, aber auf der andern Seite den Gang der Geschäffte unendlich langsam machet, und gewissen Personen sehr schädlich werden muß, besonders da so viel Zeit zu so häufigen lächerlichen Geschäfften verwendet wird.

Die beyden Gegenstände, welche die meiste Aufmerksamkeit des Königs an sich ziehen, sind die Verwaltung und Einkünfte von Brasilien und die Aufsicht über seine Mönche.

Brasilien ist eine unerschöpfliche Gold- und Diamantengrube, und an diesen beyden Handlungszweigen hat der König ein unaussprechliches Vergnügen. Seine Einkünfte davon sind auch sehr beträchtlich, indem er von allem den fünften Theil hat. Wären seine Unterthanen nicht das allerbequemste und faulste Volk auf dem ganzen Erdboden, so würde der Vortheil und der Gewinnst, den die Flotten

aus diesem Lande zurückbringen, nicht, wie itzt wirklich geschiehet, den Fremden am meisten zu Theil werden.

Die Einkünfte von Portugall allein sind hinreichend, die See- und Landtruppen, den königlichen Hof und alle Staatsausgaben zu bestreiten, mithin fallen die Einkünfte von Brasilien ganz und gar in des Königs Schatulle. Man behauptet, daß der König, ohngeachtet er ungeheure Summen an dem Hofe zu Rom verschwendet, um den Papst geneigt zu machen, seinem Verlangen in Ansehung des Patriarchats zu Lisabon zu willfahren, ohngeachtet der großen Kosten, die er zu der Erbauung von Maffra und bey der Gelegenheit der doppelten Heurath aufgewendet, doch noch einen Schatz von mehr als sechzig Millionen Crusaden in baarem Gelde da liegen habe (*). Außerdem ist es kaum zu glauben, wie

(*) Ich weiß es aus dem Munde des Aufsehers über die Münze selbst, daß die letzten Goldstangen, welche der König in die Münze geschickt hat, um sie schlagen zu lassen, vom Jahre

wie groß der Schatz ist, den dieser Herr an kostbaren Mobilien, an reichen Stoffen, an Silbergeschirren und Juwelen besitzet, die er nicht einmal zu gebrauchen weiß, und die zum Theil nur an dem Orte, wo sie verwahret werden, verderben müssen. Ohngeachtet der größte Theil der Kisten, in welchen sie seit zwölf und fünfzehn Jahren angekommen sind, noch bis auf diese Stunde uneröffnet geblieben, so läßt er doch noch täglich und immerfort dergleichen kommen, nur damit ihn die Fremden für den prächtigsten unter allen Fürsten in Europa halten und rühmen möchten.

Ob nun aber gleich die Brasilianischen Goldstangen und Diamanten die Aufmerksamkeit des Königes sehr stark an sich ziehen, so liegt ihm doch noch weit mehr am Herzen, seine Patriarchalkirche in ein immer größeres und dem heiligen Stuhl zu Rom gleichkommendes

An=

Jahre 1716 waren, mithin muß noch alles Gold, welches seit dieser Zeit aus Brasilien herausgekommen ist, in seiner Schatzkammer liegen.

Ansehen zu bringen, und die innere Regierung der Klöster, die Processionen, und alle das Flitterwerk, womit man die Religion in Portugall ausputzet, haben für ihn solche Reizungen, daß sie sein Herz am lebhaftesten zu rühren scheinen.

Die Erhebung dieser Patriarchalkirche hat ihren Ursprung von einer Rangstreitigkeit bekommen, welche bey einer Procession zwischen den Domherren der Cathedralkirche und denen von des Königs Kapelle entstanden ist. Einer von diesen leztern, der sehr vertraulich mit dem Könige umgehen durfte, fand sich beleidiget über die Beschimpfung, welche man seiner königlichen Kapelle erwiese, und brachte den König so darüber auf, daß er in seinem Unwillen schwor, er wollte sie zu einem so großen Gipfel der Ehre erheben, daß sie das Ansehen der Cathedralkirche weit übertreffen sollte. Er hat auch wirklich daran unermüdet gearbeitet, und an dem Hofe zu Rom ungeheure Summen verschwendet, um von demselben einige sehr unbillige Bullen zu Gunsten dieser Kapelle zu erhalten, welche hernach zum Patriar-

chat

chat erhoben worden, nachdem man die Stadt und Dioces von Lisabon in den östlichen und westlichen Kirchsprengel eingetheilet hatte. Diese leztere Hälfte, in welcher der Palast des Königs liegt, ist der Dioces des Patriarchen angewiesen worden, und der andere Theil ist der Cathedralkirche geblieben; man arbeitet jezt wirklich stark daran, alles unter das Patriarchat zu ziehen, da das Erzbißthum schon seit langer Zeit unbesezt geblieben ist (*).

Der König hat seinen Patriarchen mit der Bischofsmüze und Pantoffeln, und fast mit allem demjenigen versehen und gezieret, was ihn bey seinen Amtsverrichtungen mit dem Papst in eine Aehnlichkeit setzen könnte. Die obersten Domherren dieser Kirche sind zu Titularbischöffen gemacht worden, und erscheinen

 auf

(*) Solches ist auch wirklich nachhero geschehen, denn nachdem die päpstliche Bulle, welche obengemeldete Abtheilung 1716 verstattet hatte, wieder aufgehoben worden, so ist die ganze Stadt zu dem Kirchsprengel des Patriarchen geschlagen worden, welches aber erst 1741 geschehen ist. Uebers.

auf dem Chor wie die Cardinäle. Was aber ihr Gesang und den äußerlichen Gottesdienst betrifft, so ist alles so eingerichtet wie in der päpstlichen Kapelle.

Ohngeachtet aber der Hof zu Rom bey dieser Gelegenheit sich gegen den König sehr gefällig erzeiget, und ihm alles bewilliget hat, was er nur verlangte, so war er doch damit nicht zufrieden, und bediente sich dieses Nachgebens gleichsam als eines Rechts, das ihm zustünde, neue Forderungen zu machen, dem Päpstlichen Nuncius mancherley Verdruß zu erregen, und endlich gar seine Verrichtungen und Dienste niederzulegen. Doch davon zu reden ist nicht meine Sache, und Sie werden es mir auch nicht übel nehmen, mein Herr! daß ich mich in diese Materie gar nicht einlasse, welche ohnehin nur die Staatsklugheit und nicht die meinige betrifft. Ich will nur dieses noch dabey sagen, wenn der Römische Hof gewußt oder verstanden hätte, sich der heilsamen Furcht zu bedienen, welche der König vor dem Teufel hat, und des Ansehens, welches die Clerisey, die von dem heiligen

Stuhl

Stuhl abhänget, über das Volk besitzet; so würde der König ohne Bedenken Wein unter sein Wasser gemischt, und sich weit demüthiger und nachgebender bewiesen haben. Jetzt aber scheint es nicht, daß diese Verdrießlichkeiten unter seiner Regierung werden beygelegt werden, ohngeachtet eben deswegen fast alle Beneficien unbesetzet sind, worüber sich aber der König sehr wenig beunruhiget, weil die Einkünfte davon sequestriret bleiben, und der König solche selbst, wie man behauptet, in Empfang nimmt.

Diese Händel, welche er mit dem Römischen Hofe hat, hindern ihn indessen keineswegs, daß er sich nicht auch mit den Klostersachen seines Reiches sehr ernstlich abgeben und beschäfftigen sollte. Da findet sich keine Unordnung in irgend einem Kloster, keine Wahl eines Provinzials, oder eines bloßen Gardians, einer Aebtißin oder eines Superiors, die ihm nicht weit mehr am Herzen liegen sollte, als alle die Folgen des gegenwärtigen Krieges. Die beste Musik, die ihm am angenehmsten in die Ohren ertönet, ist das

Zusammenläuten der Glocken und das Gesang der Mönche zu Maffra auf ihrem Chor: daher reiset er öfters bey der Nacht dahin, um sie während der Nachtmette zu überfallen, und wehe denen sodann, die solche verschlafen haben, denn seitdem ihm von seinem Beichtvater die Erlaubniß dazu gegeben worden, schlägt er unbarmherzig auf sie zu. Er hat von allen Orten her, wo es geschickte Glockengiesser giebt, Glocken kommen lassen, und allererst hat er aus den Niederlanden ein vortreffliches Glockenspiel erhalten, welches er auf den Kirchthurn zu Maffra bringen lassen will.

Bey dem allen hat dieser Prinz auch noch Zeit genug, seinen Liebeshändeln abzuwarten: obgleich seine Maitressen nicht das allerangenehmste und beste Schicksal haben. Von dem Augenblicke an, da er sie gerne siehet, müssen sie sich entschließen, dem ganzen menschlichen Geschlechte abzusagen, und haben dabey eben so wenig Ansehen und Macht über ihn, als die Königinn selbst. So bald sie ihm aber nicht mehr gefallen, müssen sie sich in ein Kloster einsperren lassen, ohne doch darinnen die

Freyheiten der Nonnen zu genießen, die ich Ihnen nachhero beschreiben will.

Seine natürlichen Kinder werden eben so schlecht gehalten, er achtet keines groß, und die Kutte oder Soldatendienste sind ihre einige Appanage.

Die Maitresse, welche jetzt am Brette ist, ist eine Dame von Stand, aber nicht mehr sehr jung, und hat, wenn man dem glauben darf, was man von ihr erzählet, vorher viele Stufen betreten, ehe sie bis zu dem Throne hinauf gekommen ist. Ihr Mann, welcher mit vieler Gedult verborgene Liebeshändel ertragen, konnte doch diesen öffentlichen nicht eben so gedultig ansehen, und hat sich auf eines seiner Landgüter begeben.

Dieses Frauenzimmer begleitet entweder oder folget dem König, so oft er nach Maffra reiset, und weil der Palast daselbst noch nicht ausgebauet ist, so halten sie sich in einer Zelle daselbst auf. Zuweilen hat dieser Prinz, der keinem Frauenzimmer allein treu bleibet, auf dem Wege dahin unterlegte Liebesposten, um-

sich zu den gottseligen Werken vorzubereiten, die ihn an diesen heiligen Ort ziehen. Der Beichtvater darf ihn bey dergleichen Arten von Verrichtungen niemals verlassen, dann weil dieser andächtige Monarch die Unbeständigkeit des Lebens kennet, so läßt er sich sorgfältig sogleich nach der begangenen Sünde absolviren, damit er allezeit mit einer reinen Seele vor Gott erscheinen könne.

Das meiste Aufsehen hat einer seiner Liebeshändel gemacht, den er mit einer Nonne zu Odivelles, einer Abtey, die von dem Könige Dionysius gestiftet worden, und zwey Meilen von Lisabon entfernet liegt, gehabt hat. In dieser Abtey befinden sich mehr als drey hundert und fünfzig Nonnen und eine noch größere Anzahl Mägde. Don Johann verliebte sich anfänglich in eine, welche ich gesehen habe, die noch sehr liebenswürdig ist, und viel Verstand hat; allein ehe der König sich noch für sie erklärete, hatte schon der Graf Alalaye sich ihres Herzens bemächtiget, und weder der Glanz seiner königlichen Würde, noch die reichen Geschenke, die er ihr machte,

waren vermögend, sie auf seine Seite zu bringen, und sie in ihrer Treue wankend zu machen. Hätte der Graf nicht noch zu rechter Zeit und Stunde sich davon zu machen gewußt, so würde es sehr übel um ihn ausgesehen haben, und eine einige Stunde später wäre er geliefert gewesen. Hierauf machte sich der Monarch, der über diesen Vorzug erbittert worden, an eine andere, die zwar lange nicht so schön war, indessen aber dennoch seine Liebe einige Jahre lang zu fesseln wußte, ließ ihr ein schönes und prächtig ausgeziertes Zimmer bauen, und machte ihr sehr ansehnliche Geschenke. Er besuchte sie alle Tage des Abends, und wurde gemeiniglich von einem Theile der Nonnen in einem Saale empfangen. Wenn er sich nun von diesen losmachen wollte, so steckte er seine Hand in den Busen dieser seiner Geliebten, und solches war das Zeichen, daß man Se. Majestät allein lassen sollte.

Aus diesem anstößigen Umgang ist dennoch etwas gutes erfolget. Denn die Frauenklöster, und besonders das zu Odivelles, schienen, weil der König selbst diese Mode eingeführet

führet hatte, mehr eine Wohnung der Venus als ein einsamer und rauher Aufenthalt zu seyn. Die Fidalgos und angesehene Leute hatten darinnen ihre Geliebten, und ruinirten sich selbst durch die prächtigen Geschenke, welche sie ihnen machten. Was nur prächtiges von Stoffen, Spitzen, Diamanten und anderem Schmuck nach Lisabon gebracht wurde, das wurde für die Nonnen in Odivelles aufgekauft. Sie werden vielleicht begierig seyn, mein Herr! von mir zu vernehmen, was diese Nonnen mit dergleichen Dingen thun konnten, und was für einen Gebrauch sie davon machten. Ich antworte Ihnen, daß sie sich damit schmücken und putzen, denn ihr klösterlicher Kopfputz ist sehr galant, sie können alles dabey anbringen, was die verbuhlteste Weibspersonen jemals ausgedacht haben, um sich zu schmücken; und ihre Kleidung ist auch übrigens weit genug, daß sie unter derselben die reichsten Zeuge tragen können. Nachdem aber der König seinen Liebeshändeln mit der Nonne entweder aus einem Gewissensscrupel, oder weil er keinen Geschmack mehr dabey fand, ein Ende gemacht hatte, so verbot er

überhaupt alle Aufwartung bey dem Sprachgitter; insonderheit untersagte er denen, welche öffentlich ihre gewisse Geliebten in dem Kloster hatten, wieder dahin zu kommen. Da es nun nicht gut mit ihm zu scherzen ist, so hat man sich wenigstens dem Scheine nach in Lisabon und der umliegenden Gegend seinem Willen gemäß bezeuget.

Die Nonnenklöster, eine sehr kleine Anzahl derselben ausgenommen, deren Strenge sie vor den Gelegenheiten zur Verschwendung bewahret hat, haben sich selbst außer Stand gesetzet, von ihren Einkünften zu leben, indem sie so viele Nonnen aufgenommen, daß ihre Anzahl weit größer ist, als sie der Stiftung nach seyn sollten. Ein Kloster, zum Exempel, welches nur für sechzig gestiftet ist, enthält nun wohl vierhundert Nonnen. Man wollte der ersten Verwirrung in den Einkünften steuren, und dem einbrechenden Mangel damit abhelfen, daß man einige über die Zahl aufnahme, damit sie durch ihre Mitgabe dem verarmten Kloster wieder aufhelfen möchten: allein weit gefehlt, daß man dieses zum Nutzen des Klosters hätte

anwen-

anwenden sollen, so ist es vielmehr verschwendet worden zu sehr wunderbaren Schauspielen, zu Festen, zur Andächteley, oder zur feyerlichen Begehung der Wahl einer Aebtissinn oder einer Superiorinn, bey welchen Gelegenheiten, ohne die Illuminationen, das Feuerwerk, die Musik und andere Ausgaben zu rechnen, viele Zentner Zucker zu solchem elenden Zuckerwerke und eingemachten Sachen verbraucht werden, die einem das Speyen erregen könnten, und womit man den leckerhaften und faulen Pöbel beschenket, der drey Viertheile seiner Zeit damit zubringet, daß er diesen Arten von Vergnügungen nachläuft, die sich bis ins Unendliche vermehren. Sogar die benachbarten Klöster ermangeln niemals, selbst ein Fest zur Ehre desjenigen, welches man bey ihren Freunden feyert, zu begehen, und diese Höflichkeit wird ihnen mit vielem Vergnügen wieder vergolten.

In allen Ländern würde man glauben, daß eine Tochter, die man in das Kloster gethan, und mit einer großen Mitgabe ausgestattet hat, mit Kleidern, Wohnung und Kost

lebenslänglich versehen würden. Aber in Portugall ist es eben so viel, als ob man sie auf die Straße hingestellet hätte; denn man muß ihr außer der Mitgabe noch eine Wohnung oder eine Zelle bauen lassen, oder eine dergleichen kaufen, wenn eine ledig ist. Man weiß daselbst nichts von einem Speisezimmer, indem eine jede ihre eigene Haushaltung besonders führet, und nicht ohne Magd seyn kann. Sie bekömmt täglich nicht mehr, als ungefähr drey Viertelpfund Fleisch, ein kleines Brod und ein Ey, aber weder Salz noch Holz. Selten geschiehet es, daß sie zu ihrem Kleide den Zeug erhält, aber für das, was zum Ausmachen desselben erforderlich ist, und für das Macherlohn muß sie selbst sorgen. Von ihrer Leinwand und andern kleineren Bedürfnissen ist gar nicht einmal die Rede. Man muß dahero seiner Tochter entweder ein gewisses Jahrgeld zu ihrer Unterhaltung in Kost und Kleidung geben, oder man muß es sich gefallen lassen, daß sie ihre Bedürfnisse von irgend einem Liebhaber zu erhalten suche.

Diese ganze vorläufige Anzeige, mein Herr! soll nur dazu dienen, um Ihnen ein

wenig

wenig Nachsicht über die freyen Sitten der Portugiesischen Nonnen beyzubringen.

Der Mangel des nothwendigen, verbunden mit der natürlichen Neigung der Frauenzimmer zu Liebeshändeln, macht sie hierinnen sehr gelehrig, so daß sie in sehr kurzer Zeit fähig werden, Lehrerinnen abzugeben. Ein Mägdlein, das vom Lande in das Kloster kömmt, ist kaum vierzehn Tage darinnen, so verstehet sie schon die buhlerischen Künste auf das vollkommenste. Sollte sich auch irgend einmal eine finden, die durch eine strengere Auferziehung ganz andere Begriffe erhalten hat; so wenden die alten Nonnen alle ihre Erfahrung und Beredsamkeit an, um ihr das lächerliche und thörichte von dergleichen Vorurtheilen begreiflich zu machen. Die häßlichen warten den schönen und artigen auf, und erweisen ihnen alle mögliche Dienste und Gefälligkeiten um ihr Geld, und so geschiehet es, daß jedermann leben kann, und zu leben hat. Man kann daher nicht ohne Verwunderung sehen, daß die Uneinigkeit und Eifersucht, welche natürlicher Weise ihren Sitz an solchen Orten

ten

ten haben sollten, wo so viele Weibspersonen beysammen wohnen müssen, hier niemals bey Gelegenheit eines Liebeshandels statt finden, woraus man, meines Erachtens, beynahe schließen sollte, daß die Klosterfrauen unendlich mehr Verstand haben, als die weltlichen.

Wenn ein Fremder das erstemal an das Sprachgitter kömmt, so läßt man ihn alle die artigsten Nonnen, die in dem Kloster sind, sehen; hierauf macht man ihm den Antrag sich zu verheurathen. Seine Wahl macht den Contract. Die erwählte setzet sich auch niemals dagegen, und von der Geschicklichkeit des einen und der andern hängt die Vollziehung der Ehe ab. Der Priester hat mit dieser Sache gar nichts zu thun, woferne man nicht des Dienstes des Gewissensrathes nöthig hat, um den Schluß zu beschleunigen, welcher auch seine gute Dienste dabey zu erweisen sich niemals weigert, wenn man ihn nur auf seiner guten Seite fest zu halten versteht: und diese ist das Geld. Verwundern sie sich nicht, mein Herr! daß ich dieses sage, ich will Ihnen sogleich zeigen, was die Mönche in diesem Lande

für Leute sind. Von Seiten der neuen Liebste, die man erwählet hat, kann man sicher glauben, alle Tage zwey bis drey sehr verliebte Briefe zu erhalten. Sie können auch auf den Inhalt und auf die ganze Schreibart, die darinnen herrschet, schliessen aus den Portugiesischen Briefen, die wirklich von einer Nonne in Odivelles geschrieben worden. Wenn der Gemahl seine Liebste nun besuchet, so kömmt sie an das Sprachgitter von einigen guten Freundinnen begleitet, die ihr immer von einem gänzlichen und vollkommenen Gehorsam vorpredigen, den sie ihrem Manne erweisen soll, und lassen sie sehr gerne alleine, wenn sie sehen, daß sie geneigt ist, sich zu unterwerfen.

Einer meiner Freunde, der seinen zweyten Besuch daselbst abstattete, beklagte sich gegen eine alte Nonne, die mit seiner Geliebten in das Sprachzimmer gekommen war, daß ihm diese noch nichts, als ihr sehr artiges Gesichtgen gezeigt hätte: worauf die dienstfertige und liebreiche alte, nachdem sie der jungen einen ihrem Ungehorsam gemäßen Verweis gegeben, ihr alsobald eine Decke herabriß, welche eine

Brust

Brust versteckte, die schon werth war, das Tageslicht zu sehen. Weiter aber trieb sie ihre Dienstfertigkeit nicht, sondern begab sich hinweg, um dem Liebhaber die Ehre zu lassen, andere Entdeckungen selbst zu machen.

Die Gitter aber sind nicht so gefällig, als diejenigen, die von denselben eingeschlossen werden, denn sie sind gedoppelt, und das eine stehet so weit von dem andern ab, daß man sich kaum einander die Hand berühren kann. Ohngeachtet also der Geschicklichkeit und der Neigung der Nonnen, sich eine Zusammenkunft zu Nutze zu machen, schlägt es ihnen dennoch bey allem guten Willen fehl, und sie müssen sich beederseits mit dem Ansehen und einem unvollkommenen Vergnügen zufrieden stellen.

Sollen aber diese Hindernisse überstiegen werden, so muß die Freygebigkeit des Cavaliers seine Geliebte in den Stand setzen, und ihr Mittel in die Hand geben, daß sie damit ihre Hüterinn, die Thorschließerinn und andere, die ihr die Mittel erleichtern können, näher zu ihrem Liebhaber zu kommen, ohne von diesem beschwerlichen Gitter verhindert zu wer-

den, gewinnen, und sich zu eigen machen kann.

Ich will mich aber in keine genauere Beschreibung dieser Art von Galanterien einlassen, da ich mich selbst nicht für würdig geachtet habe, mich zu den Geheimnissen derselben einweihen zu lassen, und von einem Theil derselben nur aus der Erzählung eines andern reden könnte. Was ich aber für gewiß behaupten kann, ist dieses, daß die Sitten und das Betragen dieser Nonnen äußerst frech sind, und, wenn sie auch das wenigste von dem, was ihre Augen und Reden versprechen, halten, doch sehr vieles bewilligen und zugestehen müssen. Ich befand mich einmal bey einer Einkleidung einer Nonne, auf geschehene Einladung, und speisete in dem Sprachzimmer in einer großen Gesellschaft, wo nach der Mahlzeit die Nonnen uns mit einem Mohrischen Tanze beehrten, dessen größte Annehmlichkeit in sehr unkeuschen Leibesstellungen besteht.

Da ich schon so viel von den Nonnen gesagt habe, so besorge ich fast, Ihnen beschwer-

lich

lich zu fallen, wenn ich Ihnen noch etwas von den Mönchen sage: allein es ist mir gar nicht möglich, von einem so beträchtlichen Theile dieses Volkes, der eine so große Rolle in Portugall spielet, und eben so wenig hier geehret wird, als wenig er ehrwürdig ist, gar nichts zu sagen. Ich kann die Portugiesischen Mönche nicht besser beschreiben, als wenn ich mich eines Ausdrucks des Verfassers der Persianischen Briefe, womit er die jungen Stutzer beleget, hiezu bediene, und sage: daß sie die niederträchtigste und schlechteste Art von Menschen sind, welche der Erdboden trägt. Ich will noch hinzu setzen, daß sie den schändlichsten Theil des Römischen Priesterthums ausmachen.

Es scheinet beynahe, als ob diese Mönche das Gelübde der Unwissenheit, der Unreinigkeit und unverschämtesten Unkeuschheit abgelegt hätten, und daß die Kutte ihnen die Freyheit gebe, sich ganz ungestraft allen Arten der Laster zu ergeben Es giebt wohl keine noch so schändliche Mittel mehr, deren sie sich nicht bedienen sollten, um nur Geld zu

erhaschen, indem sie bald die Leichtgläubigkeit des Pöbels misbrauchen, bald aber, indem sie sich als Unterhändler bey den Liebeshändeln und abscheulichsten Sachen gebrauchen lassen. Ja ihre Schamlosigkeit gehet so weit, daß sie sich sogar verkleiden, um des Nachts auf den Straßen zu rauben und zu plündern, und wenn es nur in ihrem Vermögen wäre, so würden sie sehr gerne Gott noch einmal verkaufen, wobey sie so unempfindlich und ohne Reue bleiben würden, daß sie sich gewiß nach vollbrachter That nicht wie Judas Ischarioth erhängen würden.

Diese krummen Wege, deren sie sich bedienen, haben keine andere Absicht, als sich die Mittel zu verschaffen, daß sie aus ihren Klöstern herausgehen, und eine unordentliche Lebensart führen können. Die schlechtesten Häuser und Plätze zu besuchen, das ist die geringste und kleinste Sünde, die man ihnen vorzuwerfen hat.

Sollten Sie wohl, mein Herr! nach diesem allem noch glauben, daß sie der Pöbel

dennoch als heilige Leute betrachtet, und daß diejenigen, welche sie auch noch so gut kennen, ihnen doch immer die ehemalige Ehrerbietung erweisen. Bey einigen geschiehet solches freylich aus Dummheit, in welcher sie erzogen werden, bey andern aber aus Furcht, ihren stets unversöhnlichen Haß auf sich zu laden, den sie bey jeder Gelegenheit sehr heftig empfinden lassen.

Der Misbrauch, den sie mit dem Eigenthum ihrer Güter treiben, gehet auch selbst bey den Bettelorden; ich nehme aber davon die Capuciner und Barfüßer Mönche aus, die ganz ordentlich leben; so weit, daß, wenn ein Mönch noch allein von seiner Familie übrig geblieben, derselbe sodann die völlige Nutznießung von seinen geerbten Gütern lebenslänglich behält, die nach seinem Tode erst seinem Kloster anheim fallen. Ich habe einen Carmeliten und einen Dominicaner gekannt, welche in der Nähe von Lisabon Landgüter hatten, auf welchen sie sich einen Theil des Jahres aufhielten. Wenn sie nur ihrem Superior ein Geschenk machten, so erhielten

sie gar leicht die Erlaubniß von ihm, zwey bis drey Monate bey ihren Freunden und Verwandten zuzubringen, und dieses wird ihnen um so viel eher bewilliget, weil der Superior ihren Antheil, während ihrer Abwesenheit, in seine eigene Tasche steckt.

Unter allen Heiligen, die im Paradiese sind, ist wohl unstreitig Gott derjenige, dem man die wenigste Ehre erweiset. Die Handwerksleute arbeiten öffentlich und ungehindert an den Sonntagen, hingegen halten sie die Festtage der Heiligen, die in der Mode sind, auf das genaueste. Da es nun keinen Portugiesen giebt, der nicht wenigstens in zweyen Bruderschaften eingeschrieben ist, und keine Pfarre ist, die nicht einige besondere Festtage hat, ohne die Processionen und Leichenbegängnisse zu rechnen, welchen die Brüderschaften beywohnen müssen, so nimmt ihnen dieses mehr als die Hälfte ihrer Arbeitsstunden hinweg, wozu noch die entfernten Andachtsübungen kommen, zu welchen das Volk haufenweise zusammen läuft, und Wallfahrten gehet. Eher würde man sein Bette verkaufen,

als

als von diesen Wallfahrten zurück bleiben, man bleibt sodann sieben oder acht Tage von Hause, und liegt durcheinander und untereinander auf dem Felde. Daher kömmt es auch, daß die Handwerksleute den Verlust ihrer Zeit und ihrer Kosten, welche ihnen diese Andachtsübungen verursachen, wieder dadurch zu ersetzen suchen, daß sie ihre Arbeit außerordentlich theuer ansetzen und verkaufen, ob sie gleich dabey keinen andern Vortheil haben, als daß sie kümmerlich ihren Lebensunterhalt dabey gewinnen.

Die Art, wie sie ihre Heiligen ehren, ist in den Gegenden um Lisabon herum sehr besonders. Wenn es das Fest eines Schutzpatrons eines Ortes ist; so werden Stiergefechte gehalten. Sind aber die Einwohner desselben Ortes nicht reich genug, daß sie ein dergleichen Schauspiel veranstalten können, so spielen sie unter freyem Himmel eine kurzweilige Comödie, bey welcher die Frauenzimmerrollen von verkleideten sehr schwarzen und bärtigen Mannspersonen gespielet werden.

An dem Tage der Kreuzerfindung werden alle Kreuze in Lisabon, deren es eine große Menge giebt, indem kein Platz und keine Straße ist, wo nicht ein Kreuz stehet, mit Blumen gezieret und geschmücket. Bey und vor den meisten derselben wird ein kurzweiliges Wettrennen gehalten, indem man gerade dem Kreuze gegenüber ein Seil aufspannet, an welchem Hühner, Enten, Tauben und Katzen aufgehänget werden. Worauf fünf oder sechs masquirte Reiter fortrennen, um diese elenden Thiere, wie man sonsten mit den Gänsen zu thun pflegt, abzureißen. Einige rennen mit hölzernen Lanzen gegen irdene Töpfe, die mit Wasser oder noch mit etwas garstigerem angefüllet sind. Niemals aber fehlet es an einem Pickelhering, der auf einem Esel reitet, der die Versammlung des Volkes mit albernen Possen und unflätigen Zotten und Reden belustiget. Das besonderste dabey ist dieses, daß es während der Carnevallszeit verboten ist, sich zu verkleiden, und daß eine Spanische Comödie von dem Patriarchen als eine anstößige und ärgerliche Belustigung abgeschafft worden.

Das Fegfeuer sind die Brasilianischen Goldgruben der Mönche: und die Wege, auf welchen die Bauern ihre Lebensmittel nach Lisabon führen, sind völlig besetzt mit Bettlern, welche die armen Seelen aus dem Fegfeuer erlösen, und dafür, wenn sie kein Geld haben, Brod, Eyer u. d. g. annehmen. Alles dieses wird auch öffentlich auf den Gassen mit einer poßirlichen Art ausgerufen, und den meistbiethenden verkauft. Man glaubt auch an dem Trost und an der Hülfe der armen Seelen im Fegfeuer selbst Theil zu haben, wenn man diese Almosen kauft. Kurz, die Stadt wird eben so sehr gequälet von diesen Bettlern, die allen Nutzen von der Arbeit des niedrigen Pöbels an sich ziehen.

Man kleidet die Bilder der Heiligen auf eine solche Weise an, die sehr wenig geschickt ist, die schuldige Ehrerbietung dafür einzuflößen. Es giebt beynahe keine Kirche, wo man nicht auf dem Altar derselben die heilige Jungfrau Maria mit einem Reifrocke, und das kleine Jesuskind in einem mit Tressen besetzten Kleide, bordirten Hute, mit einer Al-

longeperücke auf dem Kopfe, den Degen an der Seite und ein Spanisch Rohr in der Hand ausgeziert sehen sollte. Und eben diese Vorstellungen werden auch bey den Processionen herumgetragen.

Den größten Zusammenlauf von Menschen siehet man an dem Fronleichnamsfeste und bey einem Auto da Fe.

Der Pracht und Glanz des erstern rühret von der Neigung des Königs zu den gottesdienstlichen Ceremonien her, indem die Beschäfftigung mit denselben in dem ersten Jahre der Errichtung des Patriarchats die liebste Arbeit dieses Prinzen war. Allein, so wie der Genuß einer Sache die stärksten Leidenschaften schwächet, so scheinet er nicht mehr so eifrig zu seyn, und sich damit so viel zu bemühen, als er ehedem gethan hat. Ein Auto da Fe aber giebt immer ein neues Schauspiel wegen der Veränderung der auftretenden Personen, und schließet sich mit einem solchen Ausgang, der ganz besonders nach dem Geschmack des Monarchen ist, daher es auch kömmt, daß

er dasselbe allen übrigen Feyerlichkeiten vorziehet.

Ob ich gleich weiß, daß Sie gar keinen Geschmack an den Processionen finden können; so will ich es doch wagen, Ihnen diejenige, die an dem Fronleichnamsfeste gehalten wird, etwas genauer zu beschreiben. Finden Sie hiebey gar keine Bewegung, welche Sie ermuntern könnte, ihr mit Andacht beyzuwohnen, so erlaube ich Ihnen, solche auch nicht einmal eines Anblicks zu würdigen.

An dem Abend vor diesem Feste werden in allen Straßen und auf allen Plätzen, wo diese Procession vorbeygehet, die Häuser von dem Dache an bis auf den Boden herab mit schönen Tapezereyen oder seidenen Zeugen behänget, denn wollene Zeuge werden dabey nicht geduldet. Die Fenster sind von außen mit damastenen Vorhängen und den prächtigsten Tapeten, welche ein jeder nur immer auftreiben kann, versehen, und Tücher, wo immer eines an das andere angebunden, oder angeheftet ist, machen, daß man in diesen Straßen völlig im Schatten gehen kann.

Die

Die Jalousien an den Fenstern werden abgehoben, und man siehet an den Fenstern nichts als Frauenzimmer, indem allen Mannspersonen bey Strafe des Banns verboten ist, daselbst sich sehen zu lassen. Die Frauenzimmer ermangeln nicht, einen solchen Tag gehörig zu benutzen, wo es ihnen erlaubt ist, sich öffentlich zu zeigen, ohne über die Arbeit verdrießlich zu seyn. Ich nenne dieses eine Arbeit, daß sie den Abend vor der Procession sich in dem Hause einquartieren müssen, wo sie solche sehen wollen. In dieser Nacht ist an keinen Schlaf zu gedenken, sondern sie bringen solche blos mit Putzen und Ankleiden zu, denn der folgende Tag ist ein Tag des Streits und Kampfs, bey welchem die angreifenden Waffen nicht vergessen werden dürfen: sie verschwenden daher das Weiße und das Rothe nebst den Schminkpflästergen auf ihrem Gesichte, um den Schaden wieder gut zu machen, den die Schlaflosigkeit demselben könnte gebracht haben.

Weil die Procession über zwey Plätze gehen muß, die viel zu groß sind, als daß man eine

eine Decke darüber spannen könnte, so richtet man daselbst bedeckte Gänge auf von Holz, das auf Marmorart gemalt ist, an welchen die innere Decke sowohl als das Dach herrlich gezieret ist.

Derjenige Platz, der vor dem königlichen Palaste ist, desgleichen der Platz vor der Patriarchalkirche, nicht weniger die Höfe des Palastes, sind von oben an bis unten herab mit prächtigen Tapezereyen behänget, die alle dem Könige zugehören. Man sagt, daß er deren so viel habe, daß er noch dreyßigerley Veränderungen machen könnte, ob sie gleich noch nie an das Tageslicht gekommen sind, und er noch immer mehrere bey den Gobelinen und in Brüssel machen läßt.

Gegen drey Uhr des Morgens fängt die Procession an aus der Patriarchalkirche auszugehen, und voraus gehen die Handpferde des Infanten Don Franciscus und des Königs mit dem prächtigsten Geschirr ausgezieret. Vier Paucker und zwey und dreyßig Trompeter in vier Haufen vertheilet, und in rothsammeten Kleidern,

dern, die mit goldenen Tressen beynahe überzogen sind, folgen auf den Marstall, und haben einen von Fuß an bis auf den Kopf bewaffneten Mann an ihrer Spitze. Hierauf erscheinet das Bildniß des heiligen Georgs in seiner natürlichen Größe, welches auf einem weißen Pferde, das von zwey Stallbedienten geführet wird, ruhet, und fest gemacht ist. Dieser Heilige hat die Lanze in der Hand, und sein Hut ist ganz mit Edelsteinen bedeckt. Auf ihn folget ein junger Mensch, der auch auf einem weißen Pferde reitet, mit der Lanze in der Hand, und einem mit Federn gezierten Helme auf dem Kopfe, und mit Bändern stark behänget, und welcher seinen Edelknaben vorstellen soll.

Nach diesem gehen die Brüderschaften vorbey, und deren giebt es in allem hundert und zwanzig. Eine jede hat ihre besondere Kleidung, und bestehet aus dreyßig bis vierzig Mitgliedern. Ihnen folgen die Mönchsorden, die in der Stadt und um die Stadt herum sind, nebst der Clerisey einer jeden Pfarre, deren Anzahl auch beynahe der Anzahl

zahl der Brüderschaften gleich kömmt, selbst die Jesuiten wohnen dieser Procession bey. Sie haben zwar alles mögliche angewendet, um eine Bulle in Gültigkeit zu setzen, kraft welcher sie von allen öffentlichen Verrichtungen befreyet bleiben sollen: allein der König hat darauf keine Acht gehabt, und ihnen nur allein versprochen, daß dieses die einzige Procession seyn sollte, wobey sie erscheinen müßten.

Nach der Clerisey kommen die Gerichtsleute, und überhaupt alle diejenigen, die bey den verschiedenen Gerichten bedienstet sind, deren auch eine große Menge ist. Der Staatssecretarius, nebst den Anverwandten des Patriarchen, schließet ihren Zug.

Darauf folgen die Ritter vom Orden Christi, deren wohl sechs bis sieben hundert sind, in ihren Ceremonienkleidern, die ganz einfältig sind. Es besteht nämlich dieses Kleid in einer Art eines weißen seidenen Schleppmantels, der auf der Brust angeheftet, unten bis an die Waden hinauf zurück gezogen, und an dem Gürtel mit einer auch

weiß

weiß seidenen Schnure mit Quasten angebunden wird. Auf dem Mantel haben sie an dem gewöhnlichen Platze ein rothes Kreuz angeheftet. Unter diesem Kleide aber trägt ein jeder was er will.

Nach ihnen kömmt das niedere Kapitel der Patriarchalkirche nebst der Musik eben dieser Kirche, die sehr gut und zahlreich ist, hierauf das Pallium und die vier Bischofshüte des Patriarchen, die reich mit Edelsteinen besetzt sind.

Das Obercapitel, welches aus vier und zwanzig Domherren besteht, die zugleich Titularbischöffe sind, folget hierauf. Sie gehen in weißen Chorröcken, und ihre Hausbediente tragen theils ihre Bischofshüte voraus, theils aber tragen sie ihnen hinten den Schweif nach. Sie kommen unmittelbar vor dem heiligen Sacrament, welches von dem Patriarchen selbst getragen wird. Der Himmel wird bey dem Ausgehen und Zurückkommen in die Kirche von dem Könige selbst, dem Prinzen von Brasilien, den beyden Infanten Don Franciscus

ciscus und Don Antonius, und von vier der vornehmsten Herren gehalten: wenn die Procession aber weiter gehet, so geben diese vier Prinzen ihre Stöcke vier andern Herren über, und folgen dem heiligen Sacramente nach, in einem Kleide, wie es die übrigen Ritter vom Orden Christi tragen.

Die Königinn und die Prinzeßinnen sehen die Procession zurückkommen aus einem Fenster über dem Thore des Palastes, durch welches man in die Patriarchalkirche gehet, und begeben sich alsdann auf die Emporkirche, wo sie den Segen empfangen.

Wenn das heilige Sacrament aus der Patriarchalkirche herauskömmt, und wieder dahin zurückgehet, so lösen die Schiffe, die in dem Haven sind, ihre Canonen, auch die protestantischen Schiffe verweigern diesen Gruß nicht, welchen sie dem Könige, wie sie sagen, geben, indem derselbe sie allezeit durch einen vornehmen Minister einladen lässet.

Obgleich der Weg, den die Procession macht, nicht sehr weit ist, und solche sich auch nirgend aufhält, so währet sie doch acht Stunden lang in einem fort. In den ersten Jahren brauchte sie dazu dreyzehn bis vierzehn Stunden, weil der König alle Priester und Mönche, die bis auf fünfzehn Meilen um Lisabon herum waren, dazu kommen ließ. Uebrigens sind sie sehr verträulich mit Gott, auch selbst an diesem hohen Feste, und es scheinet, daß sie seine Favoriten seyn müssen; denn ob sie gleich nur einige Schritte vor ihm hergehen, so schränken sie sich deswegen doch nicht mehr ein, als wenn sie hundert Meilen von ihm entfernet wären. Während der ganzen Procession blicken und scherzen sie zu den Fenstern hinauf, an welchen die Frauenzimmer liegen: und da die Procession sehr langsam fortgehet, so ist wohl so leicht keine einige, die ihren lüsternen Blicken entgehen könnte.

Die Straßen sind alle Reihenweise mit Soldaten besetzet, welches aber gewiß nicht den prächtigsten Anblick machet. Man läßt auch die Straßen an diesem und an dem fol-

gendem

genden Tage so gezieret, wie sie des Morgens bey der Procession waren, und es ist drey Tage lang verboten, etwas unreines hinauszuwerfen. Dieses sind in dem ganzen Jahre die einigen Tage, wo sie reinlich sind, aber am vierten ist eine Sündflut, die kein Ende mehr nehmen will.

Sie haben, mein Herr! schon in so vielen Büchern gelesen, was bey einem Auto da Fe vorgehet, daß ich Ihnen keine verdrießliche Wiederholung davon machen will; ich werde Ihnen dahero nur einige besondere Umstände melden, die insonderheit in Lisabon dabey beobachtet werden.

Von neun oder zehn Uhr an des Morgens, da diese Ceremonie anfängt, bis drey oder vier Uhr des andern Morgens, da man die bestimmten Schlachtopfer zur Todesstrafe hinführet, verliert der König diese Elenden nicht einen Augenblick aus seinen Augen. Er begiebt sich zu dem Cardinal d' Acugna, der Großinquisitor ist, und siehet aus seinem Hause die Procession herausgehen. Während dem,

daß sie fortgehet, setzet er sich zu der für ihn bereiteten Tafel, und wenn sie in die Kirche des heiligen Dominicus hineingekommen ist, so gehet er mit den Prinzen seines Hauses auf einen erhabenen Ort, der Kanzel gerade gegenüber, von welcher die Urtheile abgelesen werden. Neben und an diesem erhabenen Orte anstoßend ist ein verschlossener Platz, den man la Mesa nennet, wohin man diejenigen bringet, die zum Tode verurtheilet worden, wenn sie den Inquisitoren noch etwas zu entdecken haben. Denn sie wissen schon, daß man diesen Elenden weiß machet, daß sie sich, bis ihr Urtheil verlesen worden, noch retten, und ihre Sache gut machen können, wenn sie voll Reue dasjenige gestehen, wessen sie angeklagt worden sind. Allein obgleich diese Unglückseligen nicht nur alles sagen, was sie gethan haben, sondern auch das, woran sie niemals gedacht haben; so hat doch von fünfen, die ich mehr als viermal an diesen Ort habe gehen sehen, nicht ein einiger den Hauptpunkt seiner Anklage errathen und sagen können. Der König hat an dem Platze, wo er sich befindet, eine kleine Oeffnung, so daß er

sie

sie sehen, und alles hören kann, was sie mit den Inquisitoren reden.

Wenn die Urtheile öffentlich abgelesen worden, so führet man diejenigen, welche die Inquisition dem weltlichen Arm übergiebt, vor das Relationsgericht. Denn die Liebe, die Gelindigkeit und der Abscheu, welchen die Inquisition vor dem Blutvergießen (*) hat, erlauben ihr keineswegs das Todesurtheil zu sprechen. Das Relationsgericht ist das höchste Gericht für die Missethäter. Der König kömmt dahin, ohne sich sehen zu lassen, er siehet aber alles durch die Fenster, die mit Gittern versehen und bedeckt sind, was sowohl in dem Zimmer, wo die Richter sitzen, als was in der Kapelle vorgehet, wo die Uebelthäter warten müssen, bis man sie hereinrufet. Das besonderste ist wohl hiebey dieses, daß ein jeder dieser Missethäter einen Richter hat, der ihn heftig und beynahe eine Stunde lang vertheidiget. In dieser Vertheidi-

(*) Daher verdammet sie niemals zu einer andern Todesstrafe, als zum Feuer.

theidigungsrede schilt er die Inquisition für tyrannisch, barbarisch, und behauptet, daß ihr Verfahren dem Inhalt der weltlichen Gesetze sowohl als den Regeln des Christenthums gänzlich entgegen sey. Allein der Schluß ist bey dem allen kein anderer, als weil der Befehl des Königs da sey, daß diejenigen, die diesem Gerichte von der Inquisition überliefert werden, zum Feuer verdammt werden sollen, so können sie nicht anders, obgleich mit vielem Widerwillen, als sich demselben gemäß zu bezeigen.

Hierauf läßt man den Verurtheilten kommen, und fragt ihn, ob er als ein Jud oder als ein Christ sterben wolle? Wenn er sich zu dem letztern entschließt, so kündet man ihm an, daß er aus Gnaden erdrosselt werden solle (*). Die fünf unglückselige Personen, von welchen ich vorhero geredet habe, schie-

nen

(*) Man erdrosselt sie an einem Pfahl, vermittelst eines von Holz oder Bast gemachten Bandes, welches man mit einem Stock zusammendrehet, wie man die Reisigbüschel zusammen bindet.

nen mir bey ihrem Tode viel eher Märtyrer der christlichen Religion, als Juden zu seyn.

Von dem Relationsgerichte führet man sie auf die Gerichtsstätte hin, die sehr weit davon entfernet ist. Der König folget ihnen zu Pferde nach in einen Caputmantel (*) eingehüllet, in Gesellschaft zweyer oder dreyer von seinen vertrautesten Dienern. Die Missethäter werden von der Brüderschaft der Barmherzigkeit begleitet, welche Fackeln tragen, und eine doppelte Reihe machen. Bey dem ersten Pfahl hält der König zu Pferde stille, und siehet die ganze Ceremonie mit an, und gehet auf diese Weise von einem Pfahl zu dem andern weiter.

Diejenigen, welche lebendig verbrannt werden sollen, werden vermittelst eines kleinen Brettleins oben an dem Pfahl fest gebunden, so daß sie beynahe zwey Toisen von dem Holzhausen entfernet sind, der nur aus kleinen Reisig-

(*) Dieses ist ein Mantel mit einer Kaputze. Die Portugiesen gehen gemeiniglich niemals aus ohne ihren Caputmantel, welches die Kleidung der angesehenen Personen ist.

Reisigbüscheln bestehet. So bald also der geringste Wind entstehet, so werden sie sehr langsam gebraten, und die Henker müssen sogar einige von diesen kleinen Büscheln an einer langen Stange anzünden, und sie diesen elenden Schlachtopfern zwischen die Beine halten.

Wenn einer, der des Judenthums verdächtig ist, zugleich auch reich ist; so ist solches ein starker Grund zu seiner Verdammung. So bald er in Verhaft genommen worden, so übernimmt die Inquisition die Verwaltung aller seiner Güter, und wenn er überwiesen worden ist, so theilet sich der König und das heilige Officium in seinen Raub. Dieses Gericht ist so ehrwürdig, daß die vornehmsten und größten Herren sich um die Ehre reißen, ein Bedienter der Inquisition zu seyn, und zu gleicher Zeit die Spionen und Trabanten derselben zu werden. Ich habe selbst den Herzog von Cadaval, der aus dem königlichen Hause abstammet, in Begleitung zweyer andern abreisen sehen, um den Provinzial der Trinitarier, der sieben Meilen von Lisabon entfernet war, in Verhaft zu nehmen, den er

auch

auch wirklich mit vieler Freude gefangen einbrachte. Ich habe aber nicht erfahren können, was diesem guten Manne geschehen ist, noch weswegen er angeklagt worden.

Ich habe Ihnen dieses schröckliche Trauerspiel viel zu genau beschrieben, als daß Sie nicht vermuthen sollten, daß ich solches selbst müßte mit angesehen haben. Ich muß es Ihnen, mein Herr! zu meiner Schande gestehen, daß Sie nicht Unrecht haben, wenn Sie solches glauben: allein ich darf Ihnen auch zu meiner Entschuldigung sagen, daß ein Fremder nothwendig neugierig werden muß, dasselbe vom Anfang bis ans Ende einmal anzusehen, und ich würde gewiß nimmermehr geglaubt haben, daß ein König alle Jahre seine Augen an diesem schröcklichen Schauspiele weiden könnte, wenn ich solches nicht mit meinen eigenen Augen gesehen hätte. Ja es liegt dem König von Portugall so sehr am Herzen, diesen traurigen Auftritt recht vollständig zu machen, daß er alle diejenigen, die wegen Hauptverbrechen bey den andern Tribunalien des heiligen Officiums angeklagt wor-

 den,

den, in die Inquisition nach Lisabon kommen läßt, so daß sie sogar aus Brasilien dahin gebracht werden.

Bey dem Auto da Fe, welches ich mit angesehen habe, war auch eine Weibsperson, deren Proceß lächerlich genug gewesen. Sie war eine Mohrinn von fünfzehn bis sechzehn Jahren, und wurde der Zauberey beschuldiget. Sie war eine Sclavinn eines Italiänischen Handelsmannes, der gegen sie aussagte, daß er sie durch die Fenster habe verschwinden gesehen, und einen Kapaunen, den sie an dem Bratspies herumwendete, habe schreyen gehöret. Sie hat noch über dieses alles selbst bekannt, daß der Teufel ihr Liebhaber sey, daß er sie alle Nacht nach Angola brächte, und daß er im übrigen sehr artig mit ihr umgehe, und sehr verliebt sey. Diese Liebste des Herren Beelzebub kam damit los, daß sie mit Ruthen gestrichen wurde, und fünf Jahre lang in Brasilien arbeiten sollte; der Italiäner aber kam hiebey um seine Sclavinn. Das wunderbareste aber hiebey war wohl dieses, daß ich Leute von Einsichten und Verdiensten gefun-

gefunden habe, die diese lächerliche Fabel so fest wie einen Glaubensartikel glaubten.

Hieraus werden sie sehen, daß die Inquisition nicht sehr scharf ist gegen die Zauberey. Sie straft auch diejenigen nur sehr gelinde, die zwey Weiber zugleich nehmen, oder die Gotteslästerer sind u. d. g. Sie ist nur gegen diejenige strenge, welche des Judenthums wegen angeklagt worden, oder welche die Gottheit Christi bestreiten oder von den Heiligen nicht mit Ehrerbietung reden, und ihre Wunder nicht glauben wollen. Nur um dergleichen Verbrechen willen verdammet sie zum Feuer.

Dennoch aber ist es vor einigen Jahren geschehen, daß ein junger Mensch, der öffentlich mit einem Mägdgen wie Mann und Weib lebte, ohne dazu durch das Sacrament der Ehe berechtiget zu seyn, in die Inquisition gebracht worden. Er behauptete bey seinem Verhör, daß er von der heiligen Jungfrau selbst persönlich wäre zusammen gegeben worden. Man that alles, was man konnte, um ihm diese närrischen Gedanken aus dem Kopfe

zu

zu bringen, und suchte ihm vermittelst solcher Spiegel, welche die Gegenstände reflectirten, begreiflich zu machen, daß er geglaubt habe, sie zu sehen, daß es aber in der That nicht so wäre. Bey dem allen aber ließ er sich davon doch nicht überzeugen, und wurde daher, weil er immer bey der Aussage fest bliebe, verbrannt. Was meynen Sie wohl, wäre es nicht viel vernünftiger und besser gewesen, wenn man ihn in das Tollhaus geschickt hätte?

Mich dünkt aber, daß ich weitläuftiger bey dieser Beschreibung geworden, als ich Ihnen versprochen, und als ich mir selbst vorgenommen habe zu seyn. Diese Erzählung ist freylich nicht sehr angenehm und reizend, dennoch aber kommen sie noch nicht von mir loß, und ich muß Ihre Einbildungskraft noch einmal belästigen, weil ich noch das Portrait der Portugiesen entwerfen will.

Man hat mir gesagt, daß ein neuerer Schriftsteller, der die Europäischen Nationen characterisiren wollte, folgendes Urtheil niedergeschrieben habe: Man sollte dem Spanier

alles Gute, was noch an ihm wäre, wegnehmen, so würde man einen Portugiesen alsdann haben. Diese Beschreibung hat mir sehr richtig zu seyn geschienen: denn obgleich der Spanier nicht zum vergnügten gesellschaftlichen Leben gebohren ist, so ist er doch mäßig, freundschaftlich, redlich und getreu, wenn er etwas verspricht, und fähig, nach den Grundsätzen der Ehre zu handeln. Die Portugiesen aber haben sich über alle diese beschwerlichen Tugenden weit hinausgesetzet, sie sind weder schön noch liebenswürdig, sie haben weder Einsicht noch Verstand, und sind folglich zu allem Umgang mit ihnen ganz ungeschickt: sie kennen kein anders Land als Portugall, und zugleich auch sich selbst so wenig, daß sie alle übrige Völker verachten. Sie sind grausam gegen diejenigen, die von ihnen abhängen, und niederträchtig demüthig gegen solche, von welchen sie abhängen. Sie sind geizig und verschwenderisch nach ihrem Temperament, und aus Eitelkeit verschwenden sie weit mehr, als ihr Vermögen erlaubet, und sättigen sich dagegen mit bloßem Brod und kleinen elenden Fischen, nur daß sie ihrem Stolze ein Genüge thun,

Kut-

Kutschen und Pferde halten, und in den Straßen von Lisabon herumfahren können. Sie haben ganz besondere Begriffe von der Ehre und von der Tapferkeit. Die erste bestehet bey ihnen darinnen, daß sie ihre Töchter und Weiber hüten, daß sie nicht an ihrer Ehre Schiffbruch leiden, oder daß ihre Weiber und Kebsweiber ihnen nicht untreu werden, ferner daß sie sich rühmen können, von den alten Christen abzustammen, und, wiewohl sehr fälschlich, zu beweisen im Stande sind, daß sie mit keinem Jüdischen Blute vermischet und beflecket sind. Die Tapferkeit und den Ruhm derselben suchen sie darinnen, daß sie sich wegen einem empfangenen Schimpf oder erlittenem Unrecht heimlich und meuchelmörderisch rächen.

Damit sie ihrer Eitelkeit ein Genüge thun, und ihre Verschwendung ausführen können, so borgen sie Geld auf so große Zinsen, als man nur von ihnen verlanget, und kaufen ein so theuer man es ihnen auch bietet. Unter der vorigen Regierung aber durfte kein Gläubiger seine Schuld einfordern, wenn er nicht

in

in Gefahr stehen wollte, tüchtig abgeprügelt zu werden, und eben so wenig durfte eine Gerichtsperson sich dem Hause eines Fidalgo nähern, wenn er nicht noch etwas schlimmers davon tragen wollte. Jetzt aber, wenn schon der König nicht streng verlanget, daß sie ihre Schulden richtig bezahlen sollen, dürfen sie wenigstens doch nicht mehr so übel mit ihren Gläubigern verfahren, noch weniger aber gerichtlichen Personen so schlecht begegnen. Das beste also, was dieser König bey seiner Regierung gethan hat, ist dieses, daß er sie Unterthänigkeit und Gehorsam gelehret hat, welches ihnen zwar sehr schmerzlich, aber doch zur öffentlichen Sicherheit höchst nöthig ist.

Die Kinder eines Grafen oder Marquis erben von diesem Titel nicht mehr als was dem Könige gefällt, ihnen zu lassen und zu bestättigen, denn der größte Theil der Güter, die in dem Besitze der großen Häuser sind, bestehen nur in Commenthureyen, oder solchen Ländereyen, die bestimmet sind, den Adel damit zu belohnen. Die Kinder des Besitzers können sie also nicht erben, woferne sie der

König

König nicht auf ein neues damit beschenket, und eben dieses macht den Adel so abhängig von dem König. Die ältesten Söhne bekommen das ganze Vermögen, die jüngern aber erwählen entweder den geistlichen Stand, oder werden Maltheserritter, und verheyrathen sich niemals, es müßte denn nur der Fall kommen, daß es an männlichen Nachkommen ihres Hauses fehlte, und bey einer solchen Gelegenheit, wenn die Erbschaft auf eine Tochter fällt, heyrathet solche einen Cadeten, der sodann den Namen und das Wappen seiner Frau annimmt. Wenn keine rechtmäßige Kinder da sind, so erben die natürlichen Kinder von Rechtswegen, und auf diese Weise haben sich die großen Häuser in Portugall immer noch zu erhalten gesucht.

Wenn die Güter des Adels nicht immer auf diese Weise wären erhalten worden, so würden sie schon längst keinen Daumen breit Landes mehr besitzen. Man macht aber nicht nur die liegenden Gründe zu Fideicommissen, die auf und bey der Familie bleiben müssen, sondern auch die beweglichen Güter, z. E.

Kleinodien, Hausgeräthe und Tischgeschirre u. s. w. Dessen ohngeachtet finden sie doch noch oft genug Credit bey den Kaufleuten, die eine Schuldverschreibung auf einen Pachter sich dagegen geben lassen, und dagegen ihre Waaren so theuer verkaufen, daß sie, wenn sie nur ungefähr den vierten Theil ihrer Schuld bezahlt bekommen, hinlänglich und reichlich für das Ganze entschädiget sind. Wenn aber der Schuldner stirbt, so läuft der Gläubiger große Gefahr mit seiner Schuld, denn nichts ist wohl seltener, als daß der Erbe die Schulden des Verstorbenen bezahlt.

Die Portugiesen sitzen fest und schön zu Pferde, wiewohl ausländische Bereuter behaupten, daß sie mit den Pferden nicht so gut umzugehen wissen, als sie sich einbilden. Dieses ist wenigstens gewiß, daß die Einbildung der Portugiesen, von Seiten der Eigenliebe, keine Schranken hat.

Ueberhaupt bezeigen sie sich gegen ihre Frauen nicht sehr artig, und lassen sie öfters an den nothwendigsten Bedürfnissen Mangel

leiden, nur daß sie eine schlechte Hure unterhalten können, die gar nicht mit ihnen in Vergleich kommen kann, und deren giftige Krankheit sie zuweilen ihren Frauen mittheilen, ohne daß diese sich darüber beklagen dürfen. Sie beweisen gegen ihre Männer eine solche Gefälligkeit, Unterthänigkeit und scheinbare Zärtlichkeit, die einem eckelhaft werden muß, und die dem Pariser Frauenzimmer so lächerlich als übel angebracht vorkommen würde. Ich glaube, daß eine Pariserinn, die ihr Novitiat unter einem Portugiesen ausgestanden hätte, eine ganz gute Frau werden müßte.

Ich will aber diesen Artikel mit einigen Reimen schließen, welche einer von meinen Freunden den Portugiesen zu Ehren gemacht hat, die also im Deutschen lauten:

„Lasset einen Portugiesen braten oder
„kochen wie ihr wollet, nehmet das beste
„von ihm heraus, so will ich mich hängen
„lassen, wenn ihr, nur nehme ich ihre
„Frauen und Töchter davon aus, einen
„findet, der das geringste Verdienst besi-

„ tzet. Bey seinem Nachbar ist er ein Viel-
„ fraß und zu Hause lebt er von Kastanien.
„ Zu der Betrügerey ist er sehr geschickt, und
„ allezeit fertig: er bestiehlt den Kaufmann
„ sowohl als den Künstler, und ist immer
„ verzagt, eifersüchtig, schmuzig und prale-
„ risch. Sich zu rächen ist er sogleich bereit,
„ aber er hütet sich wohl dafür, solches öf-
„ fentlich und auf eine edle Art zu thun, und
„ weiß gar geschickt mit dem Giftmischen um-
„ zugehen. Dabey aber, wenn er den Him-
„ mel noch so sehr beleidiget hat, bekümmert
„ er sich wenig darum, und glaubt von allen
„ seinen Sünden frey zu seyn, wenn er nur
„ einem der geringsten Heiligen zu Ehren
„ eine Kerze stiftet und anzündet. „

Die Portugiesinnen haben überhaupt so schöne Zähne und Augen, wie man sie nur wünschen kann, und sind weder so mager, noch so braun als die Spanierinnen, meistentheils aber ziemlich dick und fett. Es giebt unter ihnen viele artige Frauenzimmer; die gemeinen aber schminken sich stark, und gar nicht schön, die von Stande aber legen nur die

Röthe auf, durchgängig aber pudern sie sich die Stirne, welches nach ihrer Einbildung schön seyn soll, mir aber gar nicht so geschienen hat. Ihr Kopfpuz ist sehr artig und ungekünstelt, denn sie tragen im Winter wie im Sommer nichts auf dem Kopfe, und haben nur schön frisierte Haare, die mit einigen Blumen besteckt sind. Sie flechten solche so lang wie das Frauenzimmer in Straßburg, und stecken diese Zöpfe österts in enge Haarbeutel, die eben so lang sind, welches ihnen alle Schönheit benimmt.

Wenn sie spazieren oder auf das Land gehen, so haben sie kleine artige Hüte, mit welchen sie sich besonders schön zu schmücken wissen. Sie kleiden sich selten an, und haben zum östern nichts als ein Leibstück oder ein Leibchen, welches sie mit einer Art eines kleinen Caputmantels bedecken, der ihnen über den Gürtel herabreichet, und den sie bis über die Nase hinaufziehen, wo man sodann nichts als ein Paar sehr schöne Augen siehet. Die Frauen, welche eigene Kutsche und Pferde haben, statten ihre Besuche in eben diesem Aufzuge ab, die

gemei=

gemeinen aber gehen aus mit einer Art von schwarzen Zeugen, die an dem Gürtel fest gemacht sind, fast bis unten an den Rock herabreichen, und wieder bis über den Kopf hinaufgehen. In diese wickeln sie sich ein, und wissen sich derselben so geschickt zu bedienen, daß sie von ihrem Gesichte nichts zeigen, als nur das, was das schönste daran ist. Da es der Wohlstand in Portugall, so wie in Spanien, erfordert, seine Füße zu verstecken, so tragen sie sehr lange Röcke, die auf ihren Schuhen aufstehen, und Schwänze haben, die einer Elle lang sind, womit sie in größter Ernsthaftigkeit die allerunflätigsten Straßen von der ganzen Welt kehren.

Eine Frau von Stande, oder deren Mann eine Bedienung hat, kömmt niemals in die Kirche, als in der Nacht vom grünen Donnerstage auf den Charfreytag: man sagt, daß eine Frau vom Stande sich sehr herabsetzen würde, wenn sie an einem Orte beten wollte, wo der gemeinste Pöbel auch hinkommen darf. Ich glaube aber, daß die Eifersucht der Portugiesen diesen Vorwand ersonnen hat, um

sie zu Hause zu behalten. Indessen ist nicht leicht ein im geringsten beträchtliches Haus in der Stadt und auf dem Lande, wo nicht auch eine Kapelle seyn sollte, und die Caplanen, die die Messe darinnen lesen, sind gemeiniglich Mönche. Manns- und Weibspersonen hören alle Tage die Messe, aber in die Vesper mag auch der niedrigste und schlechteste Pöbel nicht hineingehen.

Ich komme aber auf die Nacht von dem grünen Donnerstage auf den Charfreytag wieder zurück. In derselben werden die Kirchen vortrefflich ausgezieret, und mit unendlich vielen brennenden Wachslichtern erleuchtet. Man erwartet diesen Tag in Portugall mit weit größerer Sehnsucht, als man an andern Orten dem Anfang der Fastnachtslustbarkeiten entgegen siehet. Dieses ist der privilegirte Tag für das Frauenzimmer vom Stande sowohl als für das gemeine, die bis um vier oder fünf Uhr des Morgens von einer Kirche in die andere laufen, wobey sie sich durchgängig solcher Wickelzeuge bedienen, daß man sie nicht kennen solle, und zu Fuße dabey ge-

hen,

hen, weil der Gebrauch der Kutschen von dem Patriarchen bey Strafe des Banns verbothen ist, oder es müßte nur seyn, daß man eine ausdrückliche Erlaubniß hiezu von ihm hätte. An diesem Tage werden sehr viele Liebeshändel angefangen, oder zur Vollkommenheit und gänzlichen Reife gebracht. An diesen heiligen Orten verabredet man sich auf die folgende Zeit, bestimmet den Ort, wo man sich künftiges Jahr wieder sprechen will, wenn man nicht bälder und früher zusammen kommen kann, und in den Sacristeyen, in den dunkeln Kapellen und Klöstern geschiehet noch etwas schlimmers.

Die neuntägigen Andachten sind noch ein anderes Hülfsmittel für die Frauen. Man gelobet solche allezeit einem Heiligen, der sehr weit entfernet ist, um ein größeres Verdienst zu haben. Allein der Liebhaber ist meistentheils der einige Gegenstand davon, damit man entweder Gelegenheit bekomme, ihn zu sprechen, oder um den Himmel für seine Wiedergenesung, oder für sein Vergnügen, oder Erfüllung seines Wunsches anzuflehen.

Die Portugiesinnen haben weder Artigkeit noch gefällige Sitten an sich, und es scheinet, daß sich diese alle in das Kloster begeben haben: ja sie wollen sogar etwas rauhes und grobes an sich nehmen, werden aber, wie man sagt, sehr bald zahm, wenn man ihnen gelegenheitlich sagt, daß es ihnen gar nicht wohl anstehe. Man muß dahero diese Gelegenheit an keinem Orte verabsäumen, und aus den den Händen lassen, sie würden es euch sonst niemals verzeihen.

Wenn ich nicht befürchten müßte, für einen Verläumder der scheinbaren Tugend des Portugiesischen Frauenzimmers gehalten zu werden, so wäre ich sehr geneigt zu glauben, daß solche nur eine Wirkung der Furcht vor Stahl und Gift sey. Ein Mann straft seine Frau, wenn er nur den geringsten Argwohn gegen sie hat, so hart, als ob sie der unverzeihlichsten Verbrechen schuldig wäre erfunden worden, und wenn er seinen Argwohn nur im geringsten wahrscheinlich machen kann, so ist solches schon hinlänglich, ihm die Gnade seiner Richter zu erwerben.

Ein Kanzler von Portugall, der während meines Aufenthalts in Lisabon gestorben ist, hatte vor vierzig Jahren seine schon im sechsten Monate schwanger gehende Frau ermordet. Er war auf dem Lande, und schlug ihr vor, einen Spaziergang mit ihm zu machen, worauf er über sie herfiel, und ihr zehn Stiche mit dem Dolche gab, den er bis an das Heft hineinstieß, und sie für todt liegen ließ. Indessen hatte sie doch noch so viele Kräfte, daß sie in ein nahe dabey gelegenes Haus sich fortschleppen konnte: und da sie sich hier nicht für sicher hielte, so ließ sie sich in ein Kloster bringen, wo man sie wieder heilte, und wo sie auch zu rechter Zeit mit einem Sohn niederkam, welcher der einige Erbe des Kanzlers war. Dieser suchte hierauf unter dem Schein einer aufrichtigen Versöhnung und unter den feyerlichsten Eidschwüren sie zu bewegen, wieder zu ihm in sein Haus zu kommen: aber wenige Zeit hernach bediente er sich mit besserm Erfolge des Gifts, da er das erstemal mit dem Dolche seines Endzwecks verfehlet hatte.

Sechs Monate vor meiner Ankunft in Lisabon wollte auch ein Franzos eifersüchtig thun, ohngeachtet es einem Franzosen gar nicht anstehet, und ihm dahero auch schlecht gelungen ist. Er war erster Wundarzt des Königs und ein Ritter vom Orden Christi. Beyläufig muß ich nur dieses anmerken, daß diese Ritter vermöge einer Päpstlichen Bulle die Freyheit haben, daß man sie um keiner andern Ursache willen, als wegen dem Laster der beleidigten göttlichen oder menschlichen Majestät zum Tode verurtheilen und am Leben strafen kann. Da dieser nun merkte, daß seine Frau, die eine gebohrne Portugiesinn war, einen jungen Trinitarier aus der Nachbarschaft gerne sahe, und dieser auch in allen Gesellschaften sich einfand, wo sie hinkam; so suchte er die Magd zu gewinnen, die ihre Vertraute war. Diese stellte ihm einen Brief zu, den seine Frau an den Mönch geschrieben, und da sie ihn versicherte, daß es der erste Brief wäre, so schrieb er ihn ab, und behielt das Original, in der Absicht, es vor Gericht aufzuweisen, schickte aber dagegen die Abschrift dem Mönche zu, worinnen

er

er blos von Seiten seiner Frauen eingeladen wurde, sie zu einer gewissen Stunde zu besuchen, wo sie wußte, daß ihr Mann nicht zu Hause seyn würde. Der Mönch kam, und der Eifersüchtige erschien plötzlich, und überraschte das verliebte Paar. Man sagt, daß er sie gar nicht in einer unehrbaren und ihn entehrenden Stellung angetroffen habe, aber so viel ist gewiß, daß er mit Hülfe seines Bedienten den einen sowohl als die andere auf die grausamste Weise ermordet habe. Da er gewiß glaubte von aller Strafe frey zu seyn, so versäumte er sechs bis sieben Tage lang, wo er dazu Zeit gehabt hätte, sich mit der Flucht zu retten, und nahm den Beystand einiger Großen nicht an, die ihm ihre Pferde anboten, und für seine Rettung gut stehen wollten: bis er endlich aus seiner Freyung herausgeholet wurde. Nicht nur die ganze Clerisey war sein Gegenpart, und diese ist wohl sehr fürchterlich: sondern auch die Maitresse des Königes, welche man beschuldigte, daß sie vorhin, ehe sie von dem Könige angenommen worden, diesen Wundarzt mit ihrer Gunst beehret habe, weil sie

besorgte, es möchte ihren Mann eine Lust ankommen, diesem Beyspiele zu folgen, wenn dieser ungestraft bliebe, lage dem Könige hart an, diese Sache mit der äußersten Strenge zu behandeln, und in Rom die Erlaubniß zu suchen, die nöthig wäre, um einen Ritter vom Orden Christi mit der Todesstrafe belegen zu können. Dieses geschahe auch, die Erlaubniß und Dispensation erfolgte, wiewohl nicht ohne Schwierigkeit, und der Wundarzt wurde verurtheilet, vor seiner Hausthür aufgehänget zu werden, welches Urtheil auch an ihm vollzogen worden ist. Der König, welcher, wie ich Ihnen bereits gesagt habe, dergleichen Dinge sehr gerne siehet, verfügte sich in das Haus des Oberaufsehers über das Seewesen, welches an dem Hause des Wundarztes anstieß, und sahe dieses alles mit an. Dieses ist also ein Beweis, daß nicht alle gleich glücklich sind, und frey ausgehen.

Die Töchter haben die Freyheit, sich wider den Willen ihrer Eltern zu verheyrathen, und ohne daß sich diese dagegen setzen können. Sie dürfen daher nur ihrem Liebhaber

eine schriftliche Versicherung, daß sie ihn heyrathen wollen, geben, und dieser giebt eben dergleichen seiner Verlobten; so bringt solcher diesen gegenseitigen Verspruch dem Bischof oder dem Weihbischof hin, worauf sich alsobald ein Geistlicher von der Bischöflichen Gerichtsbarkeit in das Haus der Eltern verfüget, und die Tochter fragt, ob sie diesen Verspruch für den von ihr geschehenen erkenne oder nicht.

Wenn sie nun solches bejahet, und darauf beharret, so führet man sie aus dem Hause ihres Vaters heraus, und bringt sie so lange in ein Kloster, bis der zur Hochzeit bestimmte Tag angebrochen ist. Eben dieses Gesetz findet auch bey Leuten von Stande statt, aber die Beyspiele davon sind nicht häufig, weil ein Tochtermann, der wider Willen in eine solche angesehene Familie sich verheyrathen wollte, Gefahr laufen würde, kein großes Alter zu erreichen.

Die Portugiesinnen werden für sehr eigennützig und geizig gehalten, und ich glaube auch,

auch, daß man ihnen hierinnen nicht Unrecht thut. Ob sie gleich von Natur sehr stolz sind, so schlagen sie doch die Geschenke von Leuten, die weit unter ihrem Stande sind, und welche sie weder lieben noch hoch achten, nicht aus, und stellen sich wohl gar sehr vertraut und gütig gegen sie an, um nur ihre Freygebigkeit gegen sie zu reizen.

Das eine sowohl als das andere Geschlecht in Portugall ist gar nicht gesellschaftlich und artig im Umgange, indessen glaube ich, daß solches nur einem Fehler der Erziehung beyzumessen ist, und es scheinet daher erweislich zu seyn, weil der größte Theil der Portugiesen, die Maltheserritter sind, und ihren Zug gethan haben, sehr liebenswürdige Leute sind, und auch die Nonnen, die man nicht so sehr einschränket, das ungezwungenste und artigste Betragen von der Welt an sich haben.

So glücklich die Lage des Lisabonischen Seehavens ist, und so ausgebreitet die Handlung der Portugiesen nach Ostindien, Africa und Brasilien ist, wo sie selbst ihre Colonien

haben,

haben, so groß auch die Einkünfte des Königs von dem Consulat sind; so ist dennoch die Seemacht Sr. Portugiesischen Majestät gar nicht beträchtlich. Die Einkünfte des Consulats bestehen in einer Auflage von drey auf hundert von allen Kaufmannswaren, die in Portugall eingeführet werden, außer den zwanzig von hundert, die man auf dem Zollhause bezahlt. Die Auflage von drey pro Cento ist von den fremden Kaufleuten bewilliget worden, zur Unterhaltung von zwölf Schiffen, welche die Küsten bewahren, und die See von den Barbarischen Seeräubern rein halten sollen. Der König von Portugall aber steckt dieses Geld in seine Tasche, ohne sich um die Prisen zu bekümmern, welche die Corsaren Privateigenthümern rauben, und läßt niemalen Kriegsschiffe auslaufen, als wenn sie die Flotten, die er nach seinen Colonien schickt, oder die von daher zurückkommen, bedecken sollen. In den vorigen Jahren verließ er sich auf die Engelländer und Holländer, die immerzu einige Fregatten vor den Häven von Sale und andern benachbarten Häven der Seeräuber kreuzen ließen, die am meisten

die Küste von Portugall unsicher machten, und öfters die Schiffe bey dem Ausfluß des Tagus wegnahmen. Aber nun, da Engelland mit dem Kayser von Marocco Frieden hat, und die Holländer auch einen Minister abgeschickt haben, mit diesem Prinzen Frieden zu schließen, wird der König von Portugall wohl genöthiget seyn, einige Küstenbewahrer auszurüsten, und auslaufen zu lassen.

Die Portugiesischen Seeleute sind so träge und so unwissend und unerfahren, als die Spanischen, aber dagegen sehr unflätig; daher wird wohl so leicht keinen Fremden ein Portugiesisches Schiff reizen, daß er sich darauf begeben sollte, weder in Ansehung der Sicherheit, noch in Absicht auf die Annehmlichkeit. Die natürliche Trägheit der Nation sowohl, als die wenige Schwierigkeit, welche sie vor sich finden, nach Brasilien überzuschiffen, ist die Ursache, daß sie so wenig von dem Seewesen verstehen lernen. Denn was diese letztere betrifft, so ist sie so leicht, daß die Flotten, so bald sie auf der Höhe von Madera sind, sicher auf einen günstigen Wind

rech=

rechnen können, der sie nach Brasilien hintreibet, denn derselbe verändert sich sechs Monate lang nicht, und in den folgenden sechs Monaten bläst der gerade entgegen gesetzte Wind, der die Flotten wieder nach Lisabon zurückführet. Ich kenne in diesem Lande nur drey Seeofficiers, welche das Seewesen gut verstehen, die aber Fremde sind: und ungefähr eben so viel Portugiesen, welche Maltheserritter sind.

Lisabon hat keinen andern Seehaven, als den Fluß, allein es ist eine der schönsten Reeden von der Welt, ob sie gleich vor sehr gefährlichen Stürmen, die von Südosten herkommen, nicht gänzlich sicher ist.

Ein Jahr vor meiner Ankunft war ein solcher Sturm, der einen sehr großen Schaden verursachte. Bey achtzig Schiffe verunglückten und scheiterten dabey. Der Sturm war so heftig, daß das Wasser des Tagus zwey Meilen weit auf das Land hineingetrieben wurde, und alle Blätter, ja selbst die Spitzen der Baumäste verbrannte. Ich ha-

be diese Bäume noch in diesem Zustand gesehen, die wie vom Feuer verbrannt aussahen, und im folgenden Jahre noch truge kein einiger von diesen Bäumen, die von diesem Seewasser benetzet worden sind, die geringste Frucht.

Obgleich von der Mündung des Tagus an, bis nach Lisabon hin, einige Forts sich befinden, so wäre es einer kleinen Flotte, welche Lisabon angreifen wollte, gar nicht schwer, dahin zu kommen, und, ohne große Gefahr zu laufen, wieder zurückzugehen.

Wenn die fremden Schiffe drey Monate lang kein Getraide dahin brächten, so würde nicht nur in Lisabon selbst, sondern auch in einem großen Theile des Königreiches eine schröckliche Hungersnoth entstehen. Die Regierung hat so viel Vertrauen auf die göttliche Vorsehung, daß sie sich nicht die geringste Mühe giebt, entweder einen Vorrath aufzuschütten, oder ihn nur kommen zu lassen. Bis hieher hat freylich Engelland, Frankreich und Sicilien die Portugiesen noch niemals Mangel leiden lassen. Der übertriebene Han-

del, den dieses Königreich mit Engelland hat, trägt nicht wenig dazu bey, die Freundschaft zwischen diesen beyden Königreichen zu unterhalten. Denn wie leicht wäre es den Engelländern, im Fall eines Bruchs, mit einer kleinen Flotte den Eingang in den Haven zu sperren, und Lisabon in einem Sommer auszuhungern.

So klein und schlecht oder unansehnlich die Seemacht des Königes in Portugall ist, so elend, ja gar unter aller Beschreibung ist auch seine Landmacht. Man kann sich gar keine Vorstellung davon machen, wenn man es nicht selbst gesehen hat, und wenn man es auch selbst gesehen, so fällt es eben so schwer, andern wieder eine begreifliche Vorstellung davon zu machen.

Eigentlich sollte die Armee, sowohl Infanterie als Cavallerie, aus zehn tausend Mann bestehen: allein ich zweifle sehr stark, ob sie wirklich sieben tausend stark ist. Der König achtet seine Soldaten sehr gering, und siehet sie niemals, als wenn sie bey einer Procession die Straßen besetzen, und wenn er sie

auch würdigte anzusehen, so würde er sich schämen, dergleichen Soldaten zu unterhalten. Er hat nicht einen einigen General, auf den er sich verlassen könnte. Der Marquis von Marialve, der Commendant der Stadt und der Gegend um Lisabon ist, hat weder Einsicht noch Uebung, und verstehet von der Kriegskunst so wenig, daß er in Deutschland kaum einen Lieutenant abgeben könnte. Der König weiß seine Ungeschicklichkeit sehr wohl, und giebt ihm darüber zum öftern und zwar öffentlich sehr beißende Spottreden, ja, ob er gleich in gewisser Art ein Liebling des Königes ist, so kömmt er doch nicht allezeit los mit so sanften Strafen. Zuweilen muß er auch diejenigen erfahren, die beyden Ministern gewöhnlich sind, denen er auch, da er ein Kammerher des Königes ist, sehr oft ausgesetzt bleibt. Indessen bleibt er dennoch Commendant, und es muß gehen wie er will, wenn er schon so viele Fehler macht, als er will. Der König bekümmert sich wenig darum, und die andern unterstünden sich nicht, solche zu entdecken, weil sie zu große Ehrerbietung gegen ihn haben müssen,

sen, und doch die Fehler nicht verbessern dürften.

Die Gleichgültigkeit, welche der König gegen seine Soldaten bezeuget, und die wenige Hofnung, unter denselben zu steigen und weiter zu kommen, machen alle diejenigen völlig muthlos, die sonst noch einigen Eifer im Dienste bezeugen würden, und erlauben den andern, ihrer natürlichen Neigung, welches die Faulheit ist, nachzuhängen.

Der König hat keine andere Art einer Leibwache, als die Hellebardierer in der Liberey. Diese begleiten die Königinn, wenn sie ausgehet. Der König aber läßt sich niemals von einer Leibwache begleiten, sondern hat nur vier oder fünf Reitknechte oder Laquaien, die reiten, bey sich, und nicht einmal Pagen.

Die Portugiesische Infanterie erreget allerdings Mitleiden, sowohl in Ansehung der Leute selbst und ihrer Monturen, als in Ansehung ihres elenden Verhaltens unter den Waffen und ihrer Kriegsübungen.

Man siehet bey ihrer Annahme weder auf die Größe, welche sie haben, noch wie ihre Gestalt beschaffen ist. Die Soldaten sind fast alle klein, mager, schwarz und übel gestaltet. Sie sehen gerade so aus, wie die Invaliden, die aus dem Hospital herauskommen. Ihre Kleider fallen sehr schlecht in die Augen, denn sie sind lang, elend gemacht, und haben große Ermel. Die übrigen Kleidungsstücke oder die kleine Montur passet vollkommen gut dazu. Große unaufgestutzte Hüte, die noch überdas auf kleinen Köpfen schlecht aufgesetzt sind, geben ihnen ein solches Ansehen, daraus man sogleich weiter schließen kann. Damit sie nicht Gefahr laufen zu ersticken, so ist der Hals an ihrem Hemde immer offen, und niemals unter der Halsbinde, die auch einen halben Schuh zu weit ist: ihre Stiefeletten passen eben so schön und artig an ihren Füßen an: die Stulpen derselben aber haben etwas ganz besonders, sie sind außerordentlich weit, und werden über dem Knie mit einer doppelten Schnure aufgebunden, die man wie an einem Beutel zusammenziehet, daher bauschen sie sich auf, und es hindert

sie doch nicht, daß sie nicht bis auf die Waden herabhängen sollten.

Was ihre Waffen betrifft, so sind solche von so schlechter Beschaffenheit, so unreinlich gehalten, und werden von ihnen so schlecht angegriffen und behandelt, daß diejenigen keine große Angst haben dürften, gegen welche sie angeführt würden. Kurz, eine Portugiesische Schildwacht gleicht vollkommen demjenigen Soldaten, der bey dem Wer da! um Barmherzigkeit bittet.

Es ist meines Erachtens wohl keine Handlung, die wir alle Tage richtiger vorzunehmen haben, als diese ist, daß wir dem Schöpfer für alle Gnade danken, deren er uns täglich theilhaftig werden läßt: aber ich glaube doch, daß es auch sein Wille ist, daß ein jeder die Pflichten erfülle, die er dem Staate schuldig ist, und daß hiezu eine Zeit wie zum Gebete bestimmt sey. Indessen siehet man doch die Portugiesischen Officiers sowohl als die gemeinen Soldaten auf die Wache ziehen mit dem Rosenkranz in der Hand und denselben

selben beten, daneben aber auch mit ihren Cameraden plaudern. Wenn man das heilige Sacrament trägt, und es gehet solches vor einer Wache vorbey, sollte es auch die Wache des Palastes seyn, so gehet die ganze Wache, nicht einmal die Schildwache ausgenommen, von ihrem Posten hinweg, und folget demselben nach, bis es wieder in die Kirche zurückgekommen ist: die Soldaten aber, die inwendig in dem Palaste ihren Posten haben, gehen wohl zehen Schritte weit von ihren Waffen auf die Seite, nehmen den Hut ab, und halten eine Schüssel in der Hand, worauf die armen Seelen im Fegfeuer vorgestellet sind, für deren Erlösung sie Almosen sammeln und betteln.

Die Reiterey ist doch nicht gar so erbärmlich als das Fußvolk, und es giebt auch viele junge Leute von den vornehmsten Häusern, die blos als gemeine Reuter dienen, um gewisse Kumtureyen zu erhalten, die man erst nach einer bestimmten Anzahl von Jahren, die man im Dienste zugebracht hat, erlangen kann: oder auch in der Hoffnung, eine Compagnie

pagnie dereinstens zu erhalten: denn ein Portugiese von Stande würde es seiner Ehre zuwider achten, wenn er eine Cornet- oder Lieutenantsstelle annehmen sollte. Sie können sich hieraus nun leicht selbst vorstellen, in was für einer Achtung die Subalternen in diesem Lande stehen. Diejenigen, welche das letztere zu ihrer Hauptabsicht haben, warten öfters zu jeder Jahreszeit vergeblich, wohl achtzehn bis zwanzig Jahre, ehe der König, besonders bey der Reiterey, eine höhere als die Lieutenantsstelle vergiebt. Ich habe bey derselben keine andere als magere Pferde gesehen, und es kann dieses auch nicht wohl anders seyn, indem der Capitain die Hälfte der Ration des Habers in seinen Sack schiebet, welche der König für ein jedes Pferd hergiebt. Dieses ist aber nicht der einige Misbrauch, der ungestraft vorgehet, sondern die zwey Regimenter, die in Lisabon sind, vermiethen und leihen die Pferde aus zum Reiten sowohl als zum Fahren. Die Officiere selbst vertragen sich wegen ihrer Pferde mit gewissen Leuten, die sich derselben im Sommer auf dem Lande und zur Feldarbeit

bedienen, und wollen auch zur Winterszeit kein Pferd füttern, nur müssen sie ihnen die Pferde zurückschicken, wenn die Revüe gehalten wird.

Die Portugiesen fühlen gar keinen Beruf in sich zu dem Kriegshandwerk, und obgleich die Anzahl der Soldaten in Portugall gar nicht beträchtlich ist, und solche aus zärtlicher Liebe zu ihrem Vaterlande niemals desertiren; so kann man doch den geringen Abgang, der sich jährlich findet, nicht mit freywilligen Leuten, die sich gerne anwerben lassen, ersetzen. In dem vergangenen Jahre mußte man zwey hundert Reiter nach Goa schicken, man war aber genöthiget eine List zu gebrauchen, um sie einzuschiffen, und Gewalt anzuwenden, ihre erledigte Stellen wieder zu besetzen, ohngeachtet in Lisabon wohl zweymal hunderttausend Seelen sind, und die umliegende Gegend auch wohl bevölkert ist.

Sie erwarteten vielleicht, mein Herr! wichtigere und nützlichere Nachrichten, als diejenigen sind, welche ich Ihnen bisher zu lesen gegeben habe. Sie haben mir aber schon so

lange Zeit meinen Hang zu Kleinigkeiten mit vieler Gütigkeit übersehen, daß ich mir schmeichele, Sie werden auch diese nicht verschmähen, von welchen mein Brief voll ist. Es würde mir gar nicht geziemen, Sie unterrichten zu wollen, ich suche nichts anders, als Ihnen ein Vergnügen zu machen. Ich würde auch sehr zufrieden mit mir selbst seyn, wenn ich so glücklich gewesen wäre, diese Absicht erreichet zu haben, und in diesem Fall schiene es Zeit zu seyn, um nicht mehr zu verderben, was ich gut gemacht habe, hier abzubrechen und zu schließen: doch muß ich Ihnen noch einige Kleinigkeiten melden, die mir eben beyfallen, und die ich schon an der gehörigen Stelle hätte einschalten sollen. Ich habe Ihnen aber schon oben gesagt, daß ich mich an keine strenge Ordnung binden würde.

Der König von Portugall bekümmert sich ganz und gar nicht um das zukünftige Beste, er thut dahero auch nichts in dieser Absicht: er weiß und verstehet auch nichts als den Genuß des Gegenwärtigen, und opfert dabey seine eigene Vortheile auf, so daß die Begierde,

gierde, seine Kisten immer voll zu haben, eine sehr lustige Haushaltung bey ihm eingefühhret hat.

Die Lieferungen der Fourage, der Kleider für die Soldaten, der Kriegsmunition und Mundprovisionen, kurz alle dergleichen Unternehmungen, von welcher Art sie immer seyn mögen, werden von Fremden besorget, und denjenigen übergeben, die es am wohlfeilesten übernehmen wollen. Allein weil die Unternehmer wissen, daß sie lang auf die Bezahlung warten müssen, so richten sie ihr Gebot schon darnach ein, und machen ihren Contract auf dreyßig bis vierzig vom Hundert höher, als es dem König kosten würde, wenn er gleich baar bezahlen wollte. Dieser Prinz weiß dieses gar wohl, und dennoch übersieht er es lieber, als daß er etwas hergäbe.

Das allgemeine Wohl liegt ihm eben so wenig am Herzen, als das zukünftige Beste. Vor einigen Jahren hat man eine Abgabe auf die Lebensmittel gelegt, die in Lisabon verbraucht werden, um die Kosten einer Wasserleitung davon zu bestreiten, die eine große

Wasser-

Wasserquelle zwey Meilen weit herbey in die Stadt führen sollte. Nichts wäre nothwendiger als dieses, da die Stadt so groß ist, und Mangel hat an Wasserbrunnen, indem nicht mehr als drey darinnen sind, wovon man das Wasser trinken kann, und wohin man aus manchen Gegenden der Stadt eine halbe Meile zu gehen hat. Der Stadtmagistrat, der an dieser Wasserleitung arbeiten ließ, nahm diese Gefälle in Empfang. Da nun der König bey einer vorgegangenen Abwürdigung der Münzen wußte, daß derselbe acht hunderttausend Crusaden in der Casse liegen habe, so ließ er solche in die Münze liefern, unter dem Vorwand solche umschlagen zu lassen: allein der Magistrat hat solche seitdem nicht wieder gesehen, und war mithin genöthiget, dieses Werk unvollendet liegen zu lassen.

Ich habe Ihnen schon gesagt, daß der König weder die geistlichen Pfründen, noch die leeren Stellen unter den Regimentern besetze. Eben so macht er es auch bey den Staats- und Hofbedienungen. Ehedem waren drey Staatsse-

creta-

cretarien; Mendoza aber versieht alle drey zugleich, und hat doch nur die Besoldung für eine: ohngeachtet Se. Portugiesische Majestät von diesen letzten Artikeln keinen großen Vortheil ziehet, besonders von den Hofbedienungen, weil ihre Besoldungen sehr mittelmäßig sind, indem selbst der Oberhofmeister der Königinn jährlich nicht mehr als hundert Pistolen hat. Die Ursache hievon ist folgende:

Ehemals bestunden die Besoldungen der Hofdienste in Fourageratione, welche man nach dem damaligen Werth des Geldes ansetzte. Zu derselbigen Zeit aber waren Kutschen und Pferde theils nicht so zahlreich, theils war auch das Geld nicht so häufig, mithin in weit größerem Werth, und ein Thaler war damalen eben so viel, als jetzt zwanzig Thaler sind. Nachdem aber America erobert, und Brasilien entdecket worden, so ist auch das Geld häufiger und gemeiner worden, aber die Besoldungen sind immer nach dem ehemals festgesetzten Fuße bezahlt worden.

Die Confiscationen sind nicht zu verachtende Einkünfte und Gefälle für den König. Ein

jedes

jedes fremdes Getränke, nur das Wasser, den Weineßig und die Arzeneyen ausgenommen, sind verbothene Waaren, wenn man solche auf einem fremden Schiffe findet. Man begnüget sich damit, daß man solche in das Wasser wirft, wenn man sie aber entdecket, da sie schon ausgeschiffet, und an Land gebracht worden, so muß man eine Geldstrafe bezahlen.

Die Königinn von Portugall, da sie von Jugend auf gewohnt war, ein wenig Wein zu trinken, konnte sich sehr hart an das Wasser allein gewöhnen, da kein Wein in den königlichen Palast kömmt. Da der Kaiser dieses erfahren, so schickte er ihr einige Kisten mit Ungarischen, Rheinischen und Burgunder Weinen. Da dieser Wein ankam, und als der Königinn zugehörig angegeben wurde, so versammelte sich das ganze Rathscollegium, um zu berathschlagen, ob derselbe könnte ausgeliefert werden. Er wurde aber verurtheilet, daß man ihn die See werfen solle, und die Rathsglieder hielten dafür, daß es anstößig wäre, wenn man eine Königinn von Portugall beschuldigen könnte, daß sie Wein trinke.

Der

Der fremde Toback ist aber noch weit strenger verbothen. Man hat die Strenge bey diesem Artikel so weit getrieben, daß man einem ehrlichen Manne auf öffentlicher Straße die Taschen durchsuchte, weil man gesehen hat, daß ihm ein Spanischer Toback auf das Kleid gefallen war, und wenn man einen dergleichen bey ihm in der Dose fand, so führte man ihn in das Gefängniß, und er mußte eine große Geldstrafe bezahlen. Unsre Kleider, mein Herr! würden uns recht bald verrathen haben. Seit fünf bis sechs Jahren aber ist man, besonders gegen Fremde, nicht mehr so gar strenge.

Die Ausfuhr des Geldes ist auch verbothen. Die dazu bestellten Leute sind auf diese Sache sehr aufmerksam, weil sie einen Theil von dem confiscirten Gelde bekommen, ohngeachtet der häufigen Beyspiele werden dennoch die Kaufmannsschiffe fast täglich und zwar öfters für sehr beträchtliche Summen darüber betroffen.

Die allergenaueste Durchsuchung aber wird auf den Schiffen angestellet, die aus Brasilien zurück

zurück kommen. Sie bleiben vierzehn Tage auf der Reede liegen, und werden stark bewachet, so daß niemand an das Land gelassen wird, der nicht vohero bis auf den bloßen Leib durchsuchet worden ist. Ein Bischof, der aus diesem Lande zurück kam, welches gerade während meines Aufenthalts in Lisabon geschehen ist, und wohl wußte, daß sein Kleid von seinem Herrn, wenn er an das Land steigen würde, nicht allezeit respectiret werde, ließ sich ein weites Bruchband machen, das er mit Goldstaub und rohen Diamanten anfüllte. Er wurde auch wirklich durchsucht, und zwar durchsucht bis auf das Bruchband, welches verdächtig zu seyn schiene, worauf er höflich gebeten wurde, dasselbe auf einige Stunden zu entbehren, welches sodann dem Könige überbracht wurde, wo es ohne Barmherzigkeit zertrennet und confiscirt worden ist.

Ich muß aber noch eine Sache widerrufen, die ich zu schnell und ohne Ueberlegung geschrieben habe, nämlich daß der König in Portugall keinen einigen General habe, auf den er sich verlassen könne. Ich glaube aber

 nicht,

nicht, daß man den Vorzug oder die gehörige Tüchtigkeit seinem Generalissimus streitig machen könne, welches der heilige Antonius von Lisabon ist, den wir gemeiniglich den heiligen Antonius von Padua nennen, weil sich die Venetianer desselben anmaßen. Er ist in Lisabon gebohren, und es würde einem übel bekommen, wenn man Padua für seinen Geburtsort angeben wollte. Den Abend vor dem Feste dieses Heiligen bringt ihm der König ordentlicher Weise die Besoldung für seine Stelle. Man führet ihn auch allezeit bey der Armee mit, wo er alle Vorrechte eines Generals genießet.

Diesem Heiligen läuft man, wie Sie sich leicht einbilden können, in Lisabon sehr stark zu, und er wird am stärsten gebraucht zu den neuntägigen Andachten: er ist aber besonders kitzlich in Ansehung der Opfergaben, und es gefällt ihm keine, wenn sie nicht in Zwanzigern von Silber, das ist, in Kaisergroschen abgestattet wird. Da aber diese Geldmünze sehr selten ist, so nehmen die liebreichen Schatzmeister des Heiligen die Kaisergroschen aus

dem

dem Almosenstock heraus, und erweisen den andächtigen Seelen die Gnade, daß sie ihnen mit einem Aufwechsel eines halben Kaisergroschen für andere Münze diese Geldsorte geben und auswechseln.

Das wohlfeileste in Lisabon, wo alles unmäßig theuer ist, sind die Processe, aber dagegen nehmen sie auch kein Ende.

Das gemeineste aber daselbst sind die Weibspersonen. Man muß dieses aber nur in Ansehung der Menge und Vielheit derselben verstehen, wie solches aus dem Verzeichniß einer Pfarre, welches zu meiner Zeit bekannt worden ist, erhellet. Es haben sich nach demselben neun bis zehn Weibspersonen gegen eine Mannsperson gefunden, worüber man sich aber gar nicht verwundern darf, wenn man die große Menge der Priester oder Mönche sowohl als dererjenigen betrachtet, die alle Tage auf das neue die Colonien des Königes in Portugall bevölkern, von woher aber wenige oder gar keine zurück kommen, indem sie entweder daselbst sterben, oder sich anbauen, und niederlassen. Dieses sind zwey Schlünde,

welche das männliche Geschlecht verschlingen, und Portugall zuletzt ganz von Volk entblößen werden, welches ohnehin schon, wenn man die Hauptstadt ausnimmt, ganz entvölkert ist. Man könnte noch eine dritte Ursache dieser Verwüstung angeben, welche das verdorbene und unreine Geblüt ist, das in den Adern der Portugiesen so häufig herumläuft.

Nun können Sie endlich ausruhen, mein Herr! Ihr Tagwerk ist vollendet. Wenn Sie noch einige Erläuterungen über diese Materien verlangen, so will ich Ihnen solche mündlich geben, denn ich hoffe bald bey Ihnen einzutreffen. Ich sehne mich mit vielem Verlangen nach diesem Augenblicke, und bin unterdessen mit der aufrichtigsten Freundschaft Ihr Diener.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Anekdoten zu dem Leben Johannes des Fünften, König von Portugall

Frankfurt 1780

Port. 9#Beibd.1
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10779833-3
VD18 14787555-001